3/87

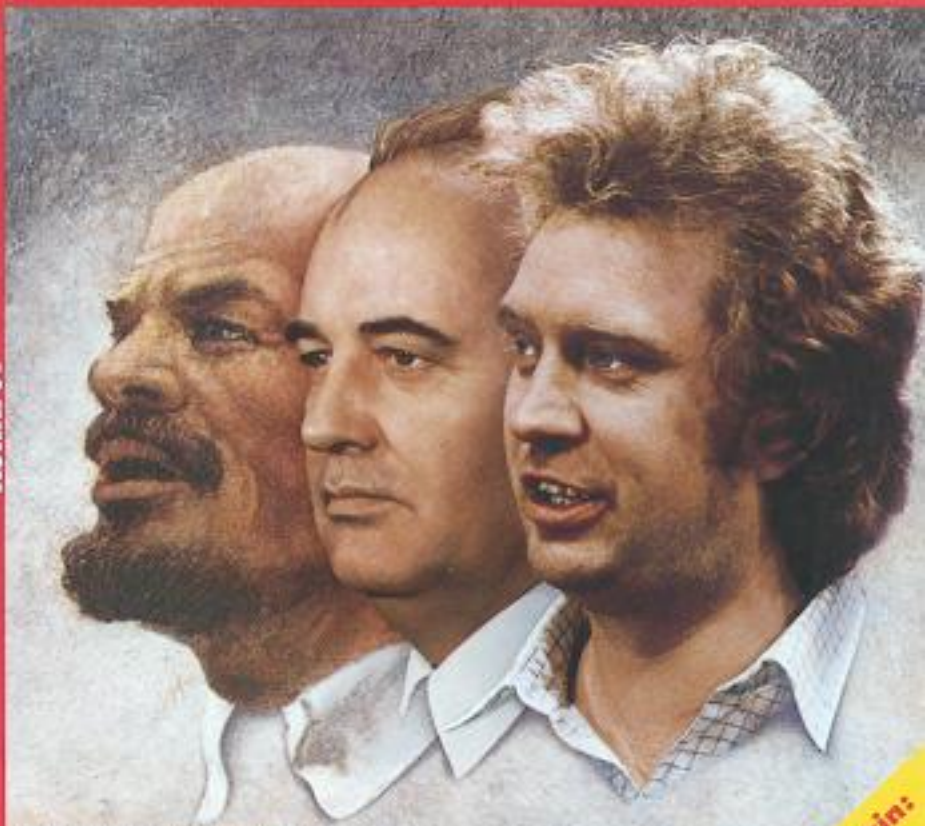
# Konkret

MAGAZIN FÜR POLITIK UND KULTUR

HEFT 3 MÄRZ 1987 6,- DM C 4143 E

Nordirland:
**IM CAMP DER KILLER**

Bruce Springsteen:
**DER SÄNGER IM ROGGEN**



Wladimir/Michail/Thomas

## SOZIALISMUS WIEDER UNHEIMLICH IM KOMMEN?

Reproduktionsmedizin:
Sie GEN dir an die Eier

Konkret

# in konkret März 1987

## Von Konkret

**Buch des Monats: Der Flop des Jahres** von Wolfgang Pohrt
Wolfgang Pohrt über den ersten Roman von Johano Strasser

## An Konkret

**Schick, der Bolschewik** von Hermann L. Gremliza

**»The IRA. Put them out of business«** von Pit Wuhrer
Die gewaltsamen Auseinandersetzungen in Großbritanniens ältester und letzter großer Kolonie eskalieren. Wie zu Beginn der »Troubles«, als sich die Protestanten vehement gegen eine Reformierung ihres Staates wehrten und jede Verbesserung der Lage der unterdrückten katholischen Minderheit scharf bekämpften, sind es auch jetzt vor allem protestantisch-unionistische Arbeiter und Arbeitslose, die sich auf einen Endkampf vorbereiten. Nirgendwo ist die Empörung über den Verrat der britischen Regierung größer als in den protestantischen Elendsvierteln Belfasts. Die paramilitärischen Organisationen rüsten auf.

**»Die Blamage ist angesagt«** von Thomas Ebermann; Hermann L. Gremliza; Wolfgang Schneider
Noch am Tag vor der Abstimmung hatte die den Grünen nahestehende »taz« seine Kandidatur als aussichtslos beschrieben. Und dann wählte die Bundestagsfraktion der Grünen den Hamburger Ökosozialisten Thomas Ebermann doch mit einer Stimme Mehrheit gegen Otto Schily zu einem ihrer Sprecher. Für KONKRET sprachen Wolfgang Schneider und Hermann l. Gremliza mit dem Mann, dessen Vorstellungen Schily »exzentrisch und abenteuerlich« nennt.

**Geschichte wird hingemacht. Zack. Zack.** von Otto Köhler
Der Historiker Ernst Nolte biegt die Geschichte hin, wie sie die Wende-Republik gerade braucht. Er läßt nichts aus. Kurz vor der Bundestagswahl hatte er die Möglichkeit, Offiziere in Bremen zu instruieren. KONKRET-Autor Otto Köhler war als aufmerksamer Lauscher mit dabei.

**SplishSplashKlirrKnackSplitterFetzundYeeeaaah - Der FBI is every where** von Konrad Ege
In der Amtszeit Ronald Reagans hat sich in den USA die Repression gegen alles, was die Reagan-Administration für schädlich hält, in einem Maße intensiviert, daß McCarthy seine Freude hätte. Die staatliche Anti-Pornographie-Kampagne ist nur ein kleiner Teil dieser Repression.

**Im Geiste von Crazy Horse** von Leonard Peltier; Heinz Dietrich
Seit elf Jahren sitzt Leonard Peltier, Führer des American Indian Movement (AIM) im Gefängnis in St. Louis für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat. Seine Schuld besteht darin, Indianer zu sein. Die Geschichte der USA gegenüber den Indianern ist die Geschichte von 371 gebrochenen Verträgen, eines gigantischen Landraubs und unzählbarer Massaker. Es ist aber auch die Geschichte des Widerstandes gegen diese Repression, die Geschichte der großen Indianerführer Sitting Bull, Crazy Horse und Geronimo. In ihrer Tradition steht Leonard Peltier. Mit ihm sprach für KONKRET HEINZ DIETRICH

## Magazin

**Platzanweiserin** von Bernhard Schneidewind

**Bücher** von Matthias Altenburg

**Abrechnung mit den toten Seelen** von Hans-Joachim Schlegel
Das »Experiment« einer neuen sowjetischen Theaterpolitik

**»Jede Unwahrheit richtet sich gegen uns selbst«** von Friedrich Hitzer; Michail Schatrow

**Die neue Leibeigenschaft** von Gaby Zipfel
Die Reproduktionsmediziner basteln noch am perfekten Wunschkind. Die perfekte Wunschmutter dazu ist eine von Gentechnikern und Humanbiologen gewartete Gebärmaschine, tauglich auch als Ei-Spenderin und Embryo-Brüter. Die Frauenbewegung reagiert spät auf die neuen Zumutungen

**Der Schoß ist fruchtbar noch** von Oliver Tolmein
Als die Frauen der »Roten Zora« im vergangenen August dem Münsteraner Institut für Humangenetik einen heißen Besuch abstatteten, fielen ihnen auch ein paar Aktenordner in die Hände. Was sie jetzt daraus veröffentlichten, zeigt eines: die Erbforscher sind um ein freundliches Image bemüht. Die Leute sollen freiwillig zur genetischen Erfassung antreten

**Tomayers ehrliches Tagebuch** von Horst Tomayer

**Bruce Springsteen. Heimat, amerikanisch oder: Der Sänger im Roggen** von Harald Inhülsen
Ein amerikanisches Bild (1943): »Ich liebe Amerika. Ich liebe Amerika so sehr, daß all seine Rohheit und dreiste Dummheit für mich nur kleine Unvollkommenheiten sind, die einer eigenwilligen Schönheit Charakter und Individualität verleihen. Eine Windmühle, ein Schrotthaufen in ihrer amerikanischen Umgebung sagen mir mehr als Notre Dame, der Parthenon oder. . .«(Thomas Hart Benton)

**»Würden Sie den Aids-Test machen, Herr Prälat?«** von Michael Wolff
Michael Wolff sprach mit einem Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz über Kondom und Kirche

**85 Minuten Kino sind 1 Gewalt** von Peter Krauß
Oder: Über eine Bierfabrik, eine Filmgesellschaft, einen amerikanischen Durchschnittsfilm, den Gebrauch von Licht sowie den Umstand, wie man es anstellt, mit einem Personal-Computer liebe zu machen und trotzdem befördert zu werden

**Waffen für Gaddafi** von Brigitte Jakobeit
Über den CIA-Report »Verrat in Tripolis« von Peter Maas

**Gremlizas express** von Hermann L. Gremliza

Konkret 03/87, S. 4

# Von Konkret

l. Das bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst hat ein halbes Jahr lang geprüft, welche Zeitungen der Sprecherrat und die Fachschaftsvertretungen der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen / Nürnberg abonnieren dürfen. Verboten wurde den Studenten der Bezug der »TAZ«, der »Titanic«, der »UZ«, der »Roten Blätter«, der »DVZ«, der »Frontal« sowie selbstredend der Zeitschrift KONKRET. Letztere gilt nicht etwa als staatsfeindlich, worüber wir mit uns reden ließen, sondern – aber das glaubt man nicht, wenn es der Ministerialdirigent Eberth nicht selbst sagt: »KONKRET gilt allgemein als reines Polit-Sex-Magazin.« Womit einmal mehr belegt wäre, daß zur Erlangung eines höheren bayerischen Beamtenpöstchens zwar die Gewähr geboten werden muß, jederzeit auf dem Boden der FDGO herumzustehen, nicht aber die, lesen zu können. Der Anwalt unseres Verlages hat angeboten, Herrn Ministerialdirigent kostenpflichtige Nachhilfe zu erteilen. Wir werden über die Fortschritte, die Herr Eberth machen wird (Widerruf, Unterlassungserklärung) demnächst berichten.

2. KONKRET sucht: Einen Mann oder eine Frau, der oder die zum 1 . Juli 1987 die Leitung der Anzeigenabteilung übernimmt. Einige Erfahrung im Metier wäre gut, größeren Wert legen wir auf die Bereitschaft, aus Sympathie zu KONKRET richtig ranzuklotzen. Ein Solidaritätsrabatt wird vom Lohn nicht abgezogen.

3. Auf vielfachen Wunsch eines einzelnen Herrn liest Hermann L. Gremliza am 26. März um 20 Uhr in Bremen, Villa Ichon, aus »Wie Hannelore Kohl die Russen bezauberte«.

4. Kaum war die Bundestagswahl vorüber, kamen die sog. »Wirtschaftsforschungsinstitute« und die Wirtschaftsredakteure der Bürgerpresse angeloffen, um ihre Konjunkturprognosen, die gerade ein paar Wochen alt waren, »nach unten zu korrigieren«. Ein schöneres Beispiel dafür, wie gut ein geschmierter Desorientierungsapparat die Massen verblöden darf, läßt sich kaum denken. Aber auch kaum ein besseres Exempel für die Notwendigkeit, diese Zeitschrift zu machen. Nicht nur, daß Winfried Wolf den Beginn der Rezession Wochen vor der Wahl beschrieben hatte (KONKRET l/87) – im Juli 1985 hieß es in Gremlizas Kolumne »Auguren weinen nicht«: »...als werde es 1987 nicht trotz Kohl oder Rau abwärts gehen; als ließe sich der Zyklus der Krisen nicht mit großer Präzision ablesen...«

Wer wollte, konnte damals für 5 Mark eine Wahrheit erfahren, für deren Unterdrückung der BDI und sein Bonner Regierungs-Ausschuß Millionen rauswerfen.

5. KONKRET-Autor Matthias Altenburg hat im KONKRET LITERATUR VERLAG den Band »Fremde Mütter, fremde Väter, fremdes Land« herausgebracht, in dem seine Interviews mit Degenhardt, Elsner, Fuchs, Haslinger, Piwitt, Rauter, Schneider, Vesper versammelt sind. Mit diesem Band tourt Altenburg jetzt durch die Republik. Die Veranstaltungen unter dem Titel »Wie dumm sind eigentlich die Linken?« finden statt in Dortmund im Buch-International am Freitag, 13.3. um 19.30 Uhr; in Hannover in der Buchhandlung Wissen und Fortschritt am Freitag, 20.3. um 19.20 Uhr; in Kassel in der Buchhandlung Wissen und Fortschritt am Freitag, 3.4. ebenfalls um 19.30 Uhr und in Freiburg in der Friedrich-Hecker-Buchhandlung am Freitag, 24.4. um 20 Uhr.

Die Risikofreude und der feste materialistische Glaube des Autors zeigen sich nicht nur in seinem Band, sondern auch an der Rücksichtslosigkeit, mit der er seine Tour an einem Freitag und noch dazu an einem Dreizehnten beginnt.

6. Naja, warum denn nicht: Horst Dieter Ebert, erst »Spiegel«, dann »Stern«, jetzt als Autor tätig für das »FAZ-Magazin«, für den »Feinschmecker« und für »Capital«, hat bei Hoffmann und Campe »Hamburgs Top Ten« vorgelegt und KONKRET, zwischen »Feinschmecker« und »Stern« plaziert, nicht ausgelassen. Da heißt es:

*Dünner, ärmlicher und vorwiegend schwarzweiß, dafür aber womöglich gewichtiger als die meisten Glanzlackprodukte präsentiert sich Deutschlands wichtigstes Links-Magazin. Herausgeber Gremliza (s. Journalisten) schreibt darin die Presse-Kolumne 'Konkret-Express' – ätzend, verletzend, immer witzig, meist wahr, und von der gutbürgerlichen Presse verbittert totgeschwiegen.*

Sieht man »Journalisten«, heißt es dort über Gremliza:

*Wenn es einen gibt, der Karl Kraus verstanden hat, dann er: Seine 'Konkret-Express'-Kolumne ist das beste, was hierzulande an Pressesatire existiert. Ohne ihn wüßte keiner, wer Theo ist (der mit den Metapher ringende Chefredakteur der 'Zeit'), ohne ihn hätten wir bei der Zeitungslektüre viel weniger zu lachen.*

Und das lehrt: Der Klassenfeind, nicht ohne Grund, lobt mal wieder, aber – merke es Dir, Du Schuft – wir fallen darauf nicht rein. Niemals. Er soll erst mal wieder das Capital mit dem kapitalen K lesen, der Schlingel. So, jetzt haben wir es ihm heimgezahlt: »Zehn Bier und einen Kir Royal für den Herren bitte.« Denn heute weiß ja niemand mehr, ob sie nun Johannisbeer-Sirup nehmen oder wirklich Cassis reinschütten.

Konkret 03/87, S. 6

**Wolfgang Pohrt**

# Buch des Monats: Der Flop des Jahres

**Wolfgang Pohrt über den ersten Roman von Johano Strasser**

Seit Kohl im Fernsehen das Geheimnis verriet, er sei eine richtige Leseratte, hat mancher darüber nachgedacht, mit welcher Art Lesestoff er den Kanzler gern nudeln würde. Jetzt hat der Rowohlt Verlag ein geeignetes Produkt auf den Markt gebracht, ein in fettfingerresistente Transparentfolie eingeschlagenes Buch, welches ein Lesebändchen sowie durchschnittlich drei Absätze pro Druckseite enthält, 38 DM kostet und dafür Langeweile im zehnfachen Wert des Preises bietet. Zu seelischer Grausamkeit neigende Personen werden mit dem Werk schenkenderweise alte Rechnungen begleichen, womit der Absatz vermutlich gesichert ist, und gemein sein heißt künftig: Den »Klang der Fanfare« als Reiselektüre einem Pechvogel mitzugeben, der drei Wochen bei Regenwetter in Bad Segeberg den Urlaub verbringen muß.

»Wie kommt einer wie ich dazu, einen Roman zu schreiben?«, staunt sogar der Autor, Johano Strasser, in der 'Rowohlt Revue', und noch mehr staunt der Leser. Doch während jener dabei verliebt in den Spiegel schaut, um das schriftstellerische Talent des vormaligen Professors für systematische Pädagogik oder pädagogische Systematik zu bewundern, rätselt dieser: Warum bastelt jemand rund 1200 sprachliche Füllelemente im Gesamtumfang von 430 Seiten, warum würfelt er aus ihnen hernach einen Textbausteinkasten zusammen, warum hat er nicht lieber Bierdeckel gesammelt oder Papierflieger geklebt. Aber die Liebe macht blind, sie forscht nicht nach Gründen, wenn sie zuschlägt, oft findet sie in der unumstößlichen Vergeblichkeit ihrer Bemühungen ihren wahren Sinn, und so meint man, einen Hauch von der Tragik vergeblicher Liebesmüh zu verspüren, wenn Strasser in der 'Rowohlt Revue' die verborgenen Triebkräfte seines wissenschaftlichen und künstlerischen Schaffens enthüllt: »Für mich ist auch Theorie eine Form der Liebe, vielleicht eine unbeholfene, täppische, allzu leicht sich ins uferlose verlierende Liebe.« Strassers Auffassung, jedwede Lebensäußerung als Ausfluß des eigenen Liebesdrangs zu begreifen, hat ihm dann auch den Berufswechsel erleichtert, da ganz gleich was er tut, im wesentlichen alles beim alten bleibt. »Also war der Bruch gar nicht so tief, der Weg gar nicht so weit vom einen zum anderen.«, schreibt er daher über seine Metamorphose vom Systempädagogen zum Künstler, und in der Tat ist ihm der Nachweis gelungen, daß Benjamins Ratschläge zur Abfassung akademischer Software, die unter dem Titel »Prinzipien der Wälzer oder die Kunst, dicke Bücher zu machen« erschienen sind, auch dem belletristisch orientierten Anwender nützliche Dienste leisten können. »Das Durchschnittswerk des heutigen Gelehrten will wie ein Katalog gelesen werden«, hatte schon Benjamin erkannt, und weil neue Probleme auch neu und unkonventionelle Mittel zu ihrer Lösung erfordern, soll hier erstmals ganz offiziell das Stichprobenrezensionsverfahren zur Anwendung kommen, welches später zur Textbausteinanalyse überleitet, einer Testmethode zur Beurteilung von LEGO-Literatur.

Das Stichprobenrezensionsverfahren, erhebt bewußt keinen Anspruch auf lückenlose Lektüre, welche sich nach der Arbeitsschutzordnung für Rezensenten hier von selbst verbietet, und es verzichtet darauf, dem begutachteten Text eine durchgehaltene Handlung anzudichten. Trotz der Weigerung freilich, an Spekulationen über mögliche Inhalte des Buches teilzunehmen, soll die Mitteilung nicht unterschlagen werden, daß dem Klappentext wie dem Verlagsprospekt die Andeutung zu entnehmen ist, Strasser habe die Geschichte einer Onkel-Ehe schreiben wollen, und für diesen Vorsatz würde man den Verfasser loben müssen. Vor lauter Eifer nämlich, sich mit den ehedem verschmähten leiblichen Eltern auszusöhnen, hatten im Trubel der Vater-Mutter-Kind-Euphorie gerade die konvertierenden Linken aus der Protestbewegungsgeneration geflissentlich übersehen, daß der Vati kriegsfolgenbedingt häufig ein Onkel war, und der Vorsatz, an dieses Faktum zu erinnern, würde den guten Willen beweisen, eine bislang von der Literatur vernachlässigte Zentralfigur des bundesdeutschen Familienlebens zu rehabilitieren und den Finger dabei tapfer in eine offene Wunde zu legen.

Neben der Absicht verdient bei vorsätzlicher flüchtiger Lektüre auch die Ausführung bisweilen ungeteilte Anerkennung, die sich sogar zu begeisterter Zustimmung steigern kann, wenn etwa auf Seite 431 dem Autor endlich das erlösende Wort über die Lippen geht, das dem Rezensenten schon lange auf der Zunge lag:»Jetzt reicht es! Jetzt reißt mir endgültig die Geduld. Entziehen Sie diesem redseligen Langweiler das Wort und lassen Sie uns endlich zur Sache kommen!«. Überhaupt zeichnet der Text sich punktuell durch das hochentwickelte Problembewußtsein einer Person aus, die hellwach den Verlust der Selbstkontrolle registriert, während ihr die Sinne schwinden, und wenn der Autor schon auf Seite 19 resigniert: »Noch hat die Geschichte kaum angefangen, und schon geraten wir ins Unübersichtliche.«, so wird ihm keiner widersprechen mögen. Vom freimütigen Bekenntnis zur eigenen Ratlosigkeit zeugen auch die vielen kleine Fragesätze, die nur auf den ersten Blick wegen des häufig verwendeten pädagogischen Plurals wie das Nachhaken eines Grundschullehrers vor der Klasse wirken. »Was haben wir verstanden?«, heißt es beispielsweise, »Was sollte er machen?«, liest man an anderer Stelle, »Was wissen wir schon über die Not, die so einen treibt?«, grübelt ein wenig selbstmitleidig der Erzähler, »Was ist es, das mich nicht einschlafen läßt?«, forscht er später, oder er sinniert: »Was weiß ich über Markus?«, und jede dieser unbeantworteten Fragen fordert die Zustimmung des Lesers heraus, der nicht viel Einfühlungsvermögen braucht, um sich

in die Lage eines von selbstquälerischen Zweifeln gepeinigten Autors zu versetzen. Nicht immer freilich muß der Leser nur kopfnickend die Aussagen quittieren, mittels welcher der Text sich in einer Art innerem Monolog selber kommentiert, sondern bisweilen ist ihm auch das Erfolgserlebnis vergönnt, sich einen eigenen Einfall einbilden zu dürfen, zu welchem in Wahrheit aber der Autor ihn mit sachter Hand hinführte. »Ich beginne in meiner Geburtsstadt Leeuwarden.«, schreibt Strasser beispielsweise, hier wie in vielen anderen Fällen Benjamins Grundregel gehorchend, daß »die ganze Ausführung von der dauernden wortreichen Disposition der Darlegung durchwachsen sein« muß. »Ich könnte vielleicht ebensogut im elsässischen Reichweiher beginnen«, erklärt der Autor dann einen Textbaustein weiter, um sich im folgenden abermals anders zu besinnen: »Natürlich könnte ich die Geschichte auch viel später beginnen.« »Eigentlich hätte ich die Finger auch ganz von der Sache lassen können«, ergänzt folgerichtig der mitdenkende Leser, hier erstmal dem Verfasser überlegen, welcher der eskalierenden Beliebigkeit die Vollendung durch den Superlativ vorenthält und sich reichlich halbherzig und unverbindlich aus der Affaire windet: »Es gibt viele Möglichkeiten, eine Geschichte zu beginnen.«

Noch größer als die Zahl möglicher Anfange ist bei Strasser aber die Zahl der Bücher, die sich unter minimalem zusätzlichen Arbeitsaufwand mit dem vorhandenen Text füllen ließen, welcher sich aus variierbaren Baugruppen zusammensetzt, die ihrerseits wiederum nur geringfügiger Modifikationen bedürfen, um in einem neuen Kontext die alte Funktion zu erfüllen. Das Lokalisations-Modul auf Seite 10 beispielsweise hat folgenden Wortlaut: »Und der Zug kommt in Bewegung. Um den weiten Platz herum, dann Zaailand, ein Stück Nieuwe Weg entlang, in östlicher Richtung bis zum Wirdumer Dijk. Die weitere Route: Wirdumer Dijk, St. Jacobstraat, Eewal, Voorstreek, Tiunen, Ostergrachtswal, über die Beursbrug zum Zaailand zurück.« Die produktivitätsfördernde Möglichkeit, hier durch Eingabe des Befehls »Suche und Ersetze« ein Straßenverzeichnis etwa von Phoenix/Arizona auf den Bildschirm zaubern, ohne daß irgendwelche Unstimmigkeiten auftreten würden, verdankt Strasser seiner Methode, streng zwischen allen denkbaren Funktionen zu unterscheiden, die ein Text erfüllen kann, und für jede Funktion einen seperaten Baustein zu reservieren. Das am häufigsten verwendete Aktions-Modul ist eine Mixtur aus Mauerschau und innerem Auge, welche allerdings stark an eine Fernsehreportage erinnert, bei welcher der Moderator nach dem Ausfall der Kamera auf der Tonleitung weiterspricht, zur Verblüffung der Zuschauer, die das gesendete Wort nicht ganz nachvollziehen können. Zeitlos und keiner Modifikationen bedürftig sind hingegen die beiden Varianten von Strassers Erotik-Modul. »Karel atmet auf den Glanz ihres Haars, spürt die Wärme ihres Armes, der seinen berührt. Eine Brücke der Freundschaft!«, lautet der eine, und der andere: ’Komm doch!', sagt sie, als sie auf dem Bett liegt. 'Ich habe nur wenig Zeit'. Zuviel Zeit hat auch schon diese Rezension gekostet, und es bleibt zu hoffen, daß das 'Buch des Monats' sich diesmal als 'Flop des Jahres' entpuppt, bevor aus dem 'Schwerpunkt im literarischen Frühjahrsprogramm' eine zu neuen Tiefpunkten hinabeilende Lawine wird.

Johano Strasser: Der Klang der Fanfare, Rowohlt-Verlag, 442 Seiten, DM 38.

Konkret 03/87, S. 8

# An Konkret

**STARK**

KONKRET 2/87: VON KONKRET 1.

Für die großen Fotos und die satt komponierten Untertitel in der Januar-KONKRET ist die Richtigstellung diesen Monat geradezu bescheiden. Aber egal.

Nicht egal ist mir dagegen, wenn ihr als Erklärung dieser »Verwechslung« auf den Boock-Anwalt Römmig verweist und dazu: »Also, wenn's ein Anwalt der politischen Gefangenen sagt...«.

Das ist schon stark! Römmig hat nie RAF-Gefangene verteidigt, was ihr wissen müßt. Daß es je dazu kommt, halte ich auch für ausgeschlossen. Was anderes als Hetze gegen die RAF ist aus dieser Ecke der Boock-Anwälte, denen ja nun wirklich keine Behauptung zu dreckig war, um ihren Mandanten aus seiner verkalkulierten Lage und die Linksliberalen von ihrem Stammheim-Trauma und ihrer politischen Selbstentlarvung 77 zu sanieren, nicht gekommen.

Wenn ihr trotzdem ausgerechnet dort nach einer Wahrheit über die RAF sucht (oder hier über einen Gefangenen aus ihr), dann hat es so jemand wie Saupe fast nicht anders verdient, als am Ende bloßgestellt dazustehen.

Fraglich allerdings, ob es überhaupt darum ging, was der Zweck eines Artikels war, in dem ihr ja weiter solch einen Müll verbreitet habt: »Im BKA glaubt man zwei und zwei (also Speitels verschwinden aus Süd-Amerika und die Aktion von 'Action directe' gegen den Rüstungskoordinator Audran) zusammenzählen zu können: 'Der ist wieder reaktiviert worden wegen seiner internationalen Kontakte' « –

Wird »reaktiviert« von denen, die er verraten hat und gegen deren Gefangene er der BKA-geführte Vielzweckzeuge war? Und überhaupt: So ein Kretin hat auch noch »internationale Kontakte«?

Wem wollt ihr solche Projektionen wirklich andrehen?

Über die RAF sagen sie nichts aus, erklären aber, da sie immer ein Interesse artikulieren, warum solche »Verwechslungen« so leicht unterlaufen. Absurde Spekulationen statt politischer Bestimmung – für die zurückgelehnte delektierende Haltung gibt das vielleicht was her. Anders könnte sich ja sonst die Frage nach einer politischen Antwort auftun. Da ist dann aber nur noch Schweigen im Walde.

KARL HEINZ DELLWO

CELLE I

**EINZIG**

KONKRET – SOWIESO

Endlich ist es auch der amerikanischen Post gelungen, mir KONKRET zuzusenden. Und ich betrachte dieses Magazin weiterhin als das einzige Informationsmedium, das mir relevante Berichte über das Geschehen in der Welt und der BRD zusichert.

Und jedesmal erschrecke ich über die stetig ansteigende Rechtslastigkeit in der BRD, so daß es nicht schwerfällt, das Land zu vermissen .

SABINE MERZ

BUFFALO/NEW YORK

**GENITIV**

KONKRET 1/87: SEITE 76 LINKS UNTEN

Die Seite Express läßt grüßen, die ich immer mit Interesse, wenn auch nur mit Pudding-Abitur-Bildung lese. In KONKRET 1/87, Seite 76 ganz unten links kommt mir unsere Sprache doch recht mißhandelt vor: »den Henkern gedenken«. Ich müßte sehr behämmert sein, wenn hier nicht der Genitiv angebracht wäre.

In der Hoffnung, daß KONKRET uns eine starke Stütze in den kommenden vier Jahren ist.

HANNELIESE APPELRATH

BONN

*(DerKorrektör hatte ein Brett vorm Kopf, d. Red.)*

**VOM BESTEN**

KONKRET 2/87: »WENN ALLES NICHT HILFT, GEH' ICH ZU FIDEL – EIN TOURIST IN KUBA« VON FRANZ LERCHENMÜLLER

Der Artikel gehört wegen der Fähigkeit des Verfassers zur Herausarbeitung von Hintergründen, der Analyse diffiziler Zusammenhänge und der kulturimmanenten Beurteilung der beobachteten Phänomene zum Besten, das ich in den letzen Jahren über ein Land der Dritten Welt gelesen habe. Außerdem verzichtet er auf die so beliebte Reichtum-Armut-Vergleiche, die schon deshalb idiotisch sind, weil man als deutscher Armer hier arm ist, wenngleich das Sozialhilfeniveau des Einkommens in einem Entwicklungsland ein vergleichsweise hohes Einkommen wäre. Was mir fehlt an dem Artikel ist, daß die schon von Ché Guevara angestrebte Diversifikation der Wirtschaft mißlungen zu sein scheint, so daß die Abhängigkeit Kubas von der Zucker-Monokultur weiter erhalten ist. Wenn man schon über die Folgen sinkender Zuckerpreise und der Verschlechterung der terms of trade für Kuba schreibt, hätte man hierüber gern Aufklärung gehabt.

Wahrscheinlich ist es der Redaktion schon bekannt, daß die KONKRET sich im Lauf des Jahres 1986 verschlechtert hatte, diverse Artikel sich beinahe ausschließlich in völlig unfruchtbarem Räsonnement erschöpften, andere nur durch mehr oder weniger geschliffene Sprachhäme auffielen und man sich fragen mußte: was solls und soll ich den Schmonzes finanzieren und obendrein noch meine Zeit mit der Lektüre verschwenden?

Das Heft 2/87 und der Artikel von Franz Lerchenmüller sowie so mancher andere Beitrag in dieser Ausgabe haben mich veranlaßt, endlich zu schreiben, um Mut zu machen, auf dem nun beschrittenen Weg fortzufahren. KONKRET muß seinen originären Biß wiedererlangen und neu begründen.

WOLFOANG BOLZ

EBERSHOLZEN

**BEKANNT**

KONKRET 2/87: »FDGOGMW« VON HERMANN L. CREMLIZA

FDGOGMW? Kam uns bekannt vor, und siehe, H.L. Gremliza, derjenige unter dem Literatenhimmel, der unbarmherzig zuschlägt, wenn es darum geht, Angehörigen der Schreibselzunft ihren glanzvollen Schein zu nehmen und ihren himmelschreienden Blödsinn (sprachlich wie inhaltlich) als solchen zu entblößen und welcher ebenso unbarmherzig und gnadenlos die vielen Abschreiberlinge als solche identifiziert und damit klarstellt, daß dem Gros der Zeitschriftenproduzierer selbst nichts mehr einfällt, eben dieser Gremliza wird auf seine älteren Tage faul und plagiiert sich selbst, mehr noch, schreibt sich wörtlich ab.

Der Artikel FDGOGMW war schon in der KONKRET Nr. 4 im April 1983 zu haben. Nur das verräterische Datum 6. März getilgt, und schon wieder eine Seite voll. Wenn diese Faulheit jedoch dazu dient, zu zeigen, wie wenig die Verhältnisse sich in diesem unseren Lande geändert haben, mag man das Abschreiben billigen .

INGRID BUCHMEIER

JÖRG REINOWSKI

MARBURG

SAME PROCEDURE EVERY FOUR YEARS?

Es ist betrüblich, daß sich fast nichts geändert hat, und ein Kommentar vom April 1983 im Januar 1987 immer noch seine Gültigkeit hat, obwohl die scharfsinnige Analyse für den Autor spricht.

SILKE WAREN

HAMBURG

**NASERÜMPFEN**

KONKRET 2/87: PETER DAHL ÜBER KARLHEINZ DESCHNER / INTERVIEW MIT KARL-HEINZ DESCHNER

Mir geht es einfach nicht aus dem Kopf, wie in KONKRET einerseits immer versucht wird, dem selbstgerechten kapitalistischen Naserümpfen über die derzeitigen Erscheinungsformen des Sozialismus aufklärend entgegenzuwirken, um endlich auf den Inhalt des Sozialismus zu sprechen zu kommen, andererseits aber in puncto Religion bei Äußerlichkeiten stehengeblieben, darin nur »Opium« gesehen und niemals auf positivem Sinn und Inhalt von Religion und Kirche eingegangen wird! Die Leistungen Deschners sollen gar nicht bestritten werden – nur: Wenn ich ihn neben den Papst stelle, dann tun mir *beide* unendlich leid!

LOTHAR RIEMENSCHNEIDER

HAMBURG

Das Christentum sei schon lange »ethisch bankrott« und »intellektuell mausetot«, sagt Deschner. Mag sein (vorausgesetzt, es war einmal ethisch zahlungsbereit und intellektuell lebendig). Jedenfalls krankt das Christentum in Gestalt der katholischen Amtskirche zweifellos an sklerotischen Erstarrungserscheinungen. Das hindert diese »Mutter« Kirche freilich nicht daran, ihre »Kinder« nach wie vor mit absurden Zwängen und schikanösen Verboten zu traktieren. Eine Kirche aber, die den Anspruch erhebt, ihre Wahrheit und Autorität von Gott persönlich zu beziehen und daher »unfehlbar« zu sein, ist ein Unding. Das muß zur geistlichen Gewalttätigkeit in Form von Intoleranz, Repression, Inquisition führen. Deshalb wäre es für die Menschheit ein wahrer Segen, wenn diese Kirche, die vor allem das Liebesgebot ständig verrät, bald abstürbe. Sie hat mit ihrer geistesverfinsternden, freiheitsfeindlichen Glaubens- und Sittenlehre verheerend genug gewirkt.

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

**GEGENDARSTELLUNG**

KONKRET 12/86: SEITE 42 »KLATSCH«

Da wartet man nun ganz gespannt darauf, was Bronislaw Swatilow, 44jähriger Stahlkocher im Orsk-Chalilower Kombinat denn im Dezember macht und stolpert kurz davor über eine Meldung zu Peter Stenmanns.

In der Meldung wird behauptet, daß Peter Stenmanns Vorsitzender der Naturfreunde ist. Dies wäre ja allein noch nichts Schlimmes. Da Peter Stenmanns aber angeblich an ein NPD-Mitglied einen Auftrag zur Erstellung einer Stadtgeschichte vergeben hat, wurden wir stutzig und haben überprüft, ob Peter Stenmanns bei uns Vorsitzender einer Ortsgruppe ist. Dies ist nicht der Fall und wir bitten um Klarstellung. Denn, falls diese Meldung zugetroffen hätte, wäre Peter Stenmanns sicherlich vereinsschädigendes Verhalten vorzuwerfen gewesen.

Die Naturfreunde sind ein 1895 gegründeter Verband der Arbeiterbewegung, dessen Zweck es ist, internationale Gesinnung und Völkerverständigung zu pflegen.

Außerdem bekennen die Naturfreunde sich zu einer demokratischen und sozialistischen Gesellschaftsordnung.

Dies schließt aus, daß Naturfreunde mit Nazis paktieren. Dies schließt nicht aus, daß neben Sozialdemokraten, Sozialisten, Kommunisten, Grüne und Parteilose sich auch Christen bei uns organisieren, sofern sie die satzungsmäßig festgelegten Ziele unterstützen.

JAN DE VRIES

STUTTGART

BUNDESJUGENDSEKRETÄR DER NATURFREUNDEJUGEND DEUTSCHLANDS

Konkret 03/87, S. 10

**Hermann L. Gremliza**

# Schick, der Bolschewik

Die Szene tanzt den Gorbatschow. Liberale, Sozis, Grüne, Kommunisten und Dissidenten aller Art schwingen das Bein, daß die Dessous nur so blitzen. Sogar dem Vorstandsherrn der Deutschen Bank ist der Sound aus Moskau in die Hüften gefahren. Nur die Kalkleisten der »FAZ« und der »Welt« halten sich die Ohren zu – bei dieser Niggermusik.

Was ist da bloß passiert? Hat der Generalsekretär seiner Partei ein Godesbergski Programm verkündet? Will er – aus lauter Solidarnosz – dem Walesa den Leninorden verleihen oder Arm in Arm mit Pfarrer Eppelmann den Honecker in die Schranken fordern? Mir scheint, da haben ihn einige mißverstanden, und zwar auf doppelte Weise: Gorbatschow will erstens viel weiter gehen, als seine neuen Jünger im Westen hoffen, und zweitens ziemlich genau in die entgegengesetzte Richtung.

Ja, er tritt den Bonzen in den Hintern und hetzt ihnen Volk und Parteivolk auf den Hals; er läßt die Funktionäre der Partei, des Staats und der Wirtschaft wählen und gibt auch parteilosen Kandidaten eine Chance; er stachelt die Medien und die ganze Gesellschaft zu härtester Kritik der Verhältnisse und ihrer Verwalter auf; er verwirft jeden Personenkult und verbittet sich die schmeichlerische Deklination seiner Vornamen Michail Sergejewitsch; er verlangt Initiative, Selbständigkeit, Kreativität und Mut . »Wir brauchen die Demokratie wie die Luft«, sagt er. Ja.

Aber die Demokratie, die Gorbatschow meint, ist, wie Rudolf Bahro zu Recht sagt, nicht »die Abzähldemokratie mit ihrem Gerangel um die Verteilung des kolonialistisch zusammengerafften Kuchens«, sie »installiert dort nicht primär den Kampf der besonderen Interessenhaufen, sie beendet ihn«. Demokratie, Offenheit, Umgestaltung bedeuten in Gorbatschows Worten »das beharrliche Streben, den Geist des Leninismus unter den gegenwärtigen Bedingungen wiedererstehen zu lassen – und möglichst vollständig wiedererstehen zu lassen«. Seine Vorstellung von Modernisierung der sowjetischen Gesellschaft hat nichts von jenem Dengchinesischen Traum vom Langen Marsch durchs Silicon Valley.

Gorbatschow fordert die Stärkung der *»Sozialistischen* Selbstverwaltung«, die Wiederherstellung »der Autorität des Plans als Hauptinstrument der Wirtschaftspolitik«, »den Kampf gegen nicht aus der Arbeit stammende Einkünfte«, gegen eine Ideologie, die »materiellen Wohlstand und Bereicherung« als »Lebensziel« erklärt, gegen »das Eindringen von Stereotypen aus der bürgerlichen Massenkultur, die sich auf Trivialität, primitiven Geschmack und das Fehlen jeden ideellen Inhalts gründet«, gegen »nationalistische Tendenzen«; für »die Stärkung der Disziplin und Ordnung, die Erweiterung der Offenheit, Kritik und *Selbstkritik«,* für eine »Kontrolle von unten, damit jeder Leiter, jeder Funktionär ständig seine Verantwortung und seine Abhängigkeit von den Wählern, von den Arbeitskollektiven, von der Partei und dem ganzen Volk spürt«.

Alles in allem: »Was das tiefe revolutionäre Wesen, die bolschewistische Kühnheit der Pläne, die humanistische soziale Orientierung betrifft, so ist die jetzt geleistete Arbeit eine direkte Fortsetzung der großen Taten, die unsere Leninsche Partei in den Oktobertagen des Jahres 1917 in Angriff genommen hat.«

Bolschewistische Kühnheit und die Wiederentdeckung Lenins können es ja wohl nicht sein, die ganze Scharen erprobter Antikommunisten ins Schunkeln gebracht haben. So werden denn die ehrlicheren Dissidenten und Sozialliberalen, die zum Studium der Dokumente noch keine Zeit gefunden haben, demnächst ihre Gorby-Fähnchen wieder einrollen. Die andern aber, die Geschulten, werden die dreifache Chance nutzen wollen: Ihre eigenen Harlekine unter die Puppen zu schmuggeln, die Gorbatschow jetzt tanzen läßt; den neuen Kurs durch schrilles Lob (»Wenn uns der Feind lobt, ist es schlecht«) beim alten Apparat und beim Militär zu denunzieren, auf daß sie Gorbatschow zu Fall bringen; und – vor allem und bereits seit Wochen auf allen Kanälen – die Kommunisten der ganzen übrigen Welt mit Gorbatschows Prügeln zu dreschen. Schon kursiert in der DDR, deren Bürger Gorbatschow aus ARD- und ZDF-Sicht kennen, der Witz, daß viele Genossen Ausreiseanträge gestellt hätten: Sie wollten in die Sowjetunion.

Tatsächlich könnte Gorbatschows Remedur den meisten kommunistischen Parteien, die unter ähnlichen Kriegsfolgesyndromen leiden wie die KPdSU, nur guttun – wenn sie sich's leisten könnten. Können sie's? In der Sowjetunion gibt es siebzig Jahre nach der Oktoberrevolution keine nennenswerten Bestände bürgerlicher Ideologie, und die Reste einer bäuerlich-feudalen, die es vielleicht noch gibt, haben bloß nostalgische Bedeutung. Die Offenheit öffnet dort keiner Contra den Weg. Gerade dies ist ja die Bedingung, unter der die »Umgestaltung« allein möglich wurde. Wäre es anders, würde Gorbatschow schon heute Runkelrüben in Kasachstan gießen.

Offenkundig anders ist die Situation in anderen sozialistischen Staaten, beispielsweise in der DDR, dem »Vasallen Moskaus«, der sich jetzt vor Anfeuerungsrufen, dem Moskauer Beispiel zu folgen, kaum mehr retten kann. Dort ist nahezu alle nichtkommunistische Ideologie eine bürgerliche, die – wie domestiziert auch immer – in den Parteien der »Nationalen

Front« (CDU, LDPD, NDPD) sogar legalisiert erscheint. Wollte Honecker Gorbatschows Treibsatz in der DDR zünden, könnten ihm die Fetzen um die Ohren fliegen. Und Gorbatschow wäre mit ihm dran.

Was gewiß nicht heißt, daß Kommunisten anderswo sich Gorbatschows Stiefel, der die »trägen«, »konservativen«, »engstirnigen«, »autoritären«, »zynischen«, »sich wechselseitig begünstigenden« Apparatschiks trifft, nicht anzuziehen brauchten. Aber sie werden andere Wege gehen müssen als die KPdSU. Daß sie dazu überhaupt fähig sein könnten, hat das sowjetische Beispiel gezeigt: Keine kommunistische Partei galt als so verkalkt, bewegungsunfähig, konservativ und vergreist wie die KPdSU. (»Ein Krokodil hat einen Kopf und 20 Zähne – das Politbüro hat 20 Köpfe und einen Zahn.«) Und innerhalb eines knappen Jahres wurde alles anders – gemacht von Leuten, die ja nicht aus Straflagern geholt werden mußten, sondern die hohe Funktionäre jener Partei waren, der nicht nur der »Spiegel« oder das »Wall Street Journal« Sterilität attestiert hatten?

So muß man sich überraschen lassen, wenn man aus Bequemlichkeit oder zu Propagandazwecken Begriffe verballhornt und eine Schicht zur herrschenden »Klasse« erklärt. Bildeten die tonangebenden Staats- und Parteifunktionäre der Ära Breshnew eine Klasse, dann hätten sie sich nicht abschieben lassen, sondern ihre Interessen mit jener rattenhaften Wut verteidigt, die Gräber füllt. Unblutige und doch tiefgreifende Veränderungen einer Gesellschaft sind nur dort möglich, wo es eine durch Besitz definierte Herrschaftsklasse nicht mehr gibt. Schöne Aussichten.

Und überaus lehrreiche. Nach zwei Jahrzehnten, in denen politisches Denken in der Enge zwischen einem ebenso unveränderlichen wie perspektivlosen Kapitalismus und einem aufs Minimum seiner Anlagen reduzierten Sozialismus ersticken mußte, bekommt revolutionäre Theorie endlich wieder Luft. Hat Gorbatschow Erfolg mit seiner Politik, werden manche Führer westlicher Arbeiterparteien, Gewerkschaften und »neuer sozialer Bewegungen« sich bald bös umgucken: nach einer Basis, die mit einem auf die Tristesse des Ostens gerichteten Zeigefinger nicht mehr zu beeindrucken ist.

Konkret 03/87, S. 12

**Pit Wuhrer**

# »The IRA. Put them out of business«

**Die gewaltsamen Auseinandersetzungen in Großbritanniens ältester und letzter großer Kolonie eskalieren. Wie zu Beginn der »Troubles«, als sich die Protestanten vehement gegen eine Reformierung ihres Staates wehrten und jede Verbesserung der Lage der unterdrückten katholischen Minderheit scharf bekämpften, sind es auch jetzt vor allem protestantisch-unionistische Arbeiter und Arbeitslose, die sich auf einen Endkampf vorbereiten. Nirgendwo ist die Empörung über den Verrat der britischen Regierung größer als in den protestantischen Elendsvierteln Belfasts. Die paramilitärischen Organisationen rüsten auf.**

Andy Tyrie kann sich das Grinsen nicht verkneifen. »Wenn ich zu freundlich aussehe, versaue ich mein ganzes Image. Aber gut, wenn ihr unbedingt wollt...« Wir hatten ihn gebeten, in die Kamera zu lächeln und beschäftigt zu wirken.

Das also ist Andy Tyrie, der berüchtigte Supreme Commander der größten loyalistischen, paramilitärischen Organisation Nordirlands: Ende vierzig, buschige Augenbrauen, Bart und Bierbauch; T-Shirt, Jeans und leichte Schuhe; humorvoll, scharfsinnig und souverän. Ein »illoyaler Loyalist«, ein »Rebell Ihrer Majestät«, wie er sich selber nennt. Ein Kumpeltyp. So ganz anders als die verkniffenen, verklemmten, bigotten und strengen Politiker vom Schlage eines James Molyneaux oder eines Ian Paisley.

Ein Mann aus der Arbeiterklasse Belfasts, der in den Elendsvierteln um die protestantische Shankill Road aufgewachsen ist, der seine Herkunft nicht verleugnet, der sich um die Sorgen und Nöte der Arbeiter und Arbeitslosen kümmert, wie er meint. In Großbritannien wäre er wahrscheinlich auf dem linken Labour-Flügel zu finden. Aber Belfast liegt nicht in Großbritannien. Belfast ist die Hauptstadt der ältesten und letzten großen britischen Kolonie.

Andy Tyrie, Chef der »Ulster Defence Association« (UDA), hat den Kontakt zu seiner Basis nie verloren. Auch jetzt, da Union Jack und die Ulster-Flagge seinen Schreibtisch flankieren, weiß er, was die Britannien-treuen protestantischen Arbeiter denken: »Wir Loyalisten leben seit Jahrzehnten im Belagerungszustand«, sagt er. »Wir müssen uns gegen alle verteidigen – gegen die IRA, die uns in eine sozialistische irische Republik bomben will; gegen die britische Regierung, die uns verkauft; gegen die irische Regierung, die uns einsacken will; gegen die konservativen Unionisten, die uns verachten und gegen die Politiker auf unserer Seite, die uns nur für ihre eigenen Zwecke benutzen.« Die Unternehmer im eigenen, im protestanisch-unionistischen Lager, kommen in Tyries Aufzählung nicht vor.

Die protestantischen Arbeiter Nordirlands bilden die vielleicht am wenigsten verstandene Klasse Westeuropas – mit der ihnen eigenen Bunkermentalität ähneln sie den weißen Arbeitern Südafrikas, ohne jedoch deren Privilegien zu genießen. Sie sind kampfstark, überdurchschnittlich organisiert – 57 Prozent gehören einer Gewerkschaft an – , aber wenn sie streiken, dann in der Regel nicht für höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten oder bessere Arbeitsbedingungen, nicht gegen die Fabrikherren, sondern gegen ihre politische Führung in London und Belfast, wenn diese den Status Quo in Nordirland reformieren will. Sie streiken, wenn ihren katholischen Kollegen die gleichen Bürgerrechte eingeräumt werden sollen – wie 1974, als das anglo-irische Abkommen von Sunningdale eine politische Machtteilung zwischen den nationalistischen und unionistischen Bevölkerungsteilen vorsah (ein zweiwöchiger Generalstreik unter der Leitung der UDA beendete das Abkommen, bevor es in Kraft getreten war). Oder wie im März '86 gegen das anglo-irische Abkommen von Hillsborough, das der Dubliner Regierung erlaubt, Vorschläge zugunsten der nationalistischen Minderheit Nordirlands vorzubringen.

In ihrem politischen Abwehrkampf blieben die ökonomischen Interessen der Arbeiter meist auf der Strecke. Im historischen Kunststaat Nordirland mit der höchsten Arbeitslosigkeit aller Regionen des Vereinten Königreichs – offiziell: 22,5 Prozent – geht es den protestantischen Arbeitern genauso dreckig wie ihren katholischen Kollegen, auch wenn die Armut in ihren Proletariervierteln von Ost- und Nord-Belfast nicht ganz an das Elend der Nationalisten in West-Belfast, Derry oder Strabane heranreicht, wo bis zu 70 Prozent aller Haushaltsvorstände stempeln gehen.

Andy Tyrie bringt das Dilemma auf einen Punkt: »Wir haben keinen guten Ruf. Die Nationalisten hatten mit ihrer raffinierten larmoyanten Propaganda in die Welt posaunt, daß sie unterdrückt würden; sie haben sich beschwert und auf Mißstände hingewiesen. Unser einziges Privileg ist, daß wir hier in unserem Staat leben, für den wir uns entschieden hatten. Aber weil dies unser Staat ist, dürfen wir uns auch nicht beklagen, egal wie schlecht es uns geht. Wir hatten nie diesen Luxus.«

Die 600.000-köpfige nationalistische Minderheit priviligiert? Die 900.000 Unionisten benachteiligt, nur weil sie in ihrem Staat leben, der seit seiner Gründung (1922) die Nationalisten in jeder Beziehung unterdrückt?

Gegen wen die Argumentation hauptsächlich geht, steht auf den Postern, die das UDA-Hauptquartier in der Belfaster Gawn Street zieren. Unter einer Portrait-Zeichnung von Sinnféin-Präsident Gerry Adams, einem maskierten IRA-Kämpfer und einem offenstehendem Sarg prangt der Spruch »The IRA. Put them out of Business.« Nein, sagt Tyrie, der gute Kontakte zu neonazistischen Organisationen auf dem Kontinent unterhält, er habe durchaus nichts dagegen, wenn Mitglieder seiner Organisation »bekannte IRA-Aktivisten angreifen.«

Tyrie, Oberkommandierender ein* legalen Organisation, deren Killerkommandos sich nach erfolgter Attacke unter dem illegalen Tarnnamen »Ulster Freedom Fighters« (UFF) melden, ist eine der mächtigsten Figuren in Nordirland. Er, betont er mehrfach, treffe »die Entscheidungen hier«. Er, und nicht die Politiker und schon gar nicht die von der mittelständischen Official Unionist Party (OUP), der »Pelzmantel-Brigade«, wie Tyrie die konservativen Unionisten Nordirlands nennt. Auf die sei kein Verlaß, sagt er, auf die militanten Politiker der »Democratic Unionist Party« (DUP) allerdings auch nicht.

Ian Paisley, den Vorsitzenden der DUP, kann er überhaupt nicht leiden (»Der denkt, er sei der Boss, dabei bin ich ein General, der auch eine Armee hat«) – für Tyrie ist Nordirlands Straßenprediger Nummer Eins, einer »der am Montagmorgen in den Zeitungen den Bürgerkrieg proklamiert und ihn freitags wieder absagt.« Paisley wolle einen Krieg, ohne daß die Armee ein Mitspracherecht habe, er mobilisiere, ohne an »den Planungen, der Vorbereitung, der Organisation, der Finanzierung und am Elend des Konflikts beteiligt zu sein.«

Tyrie holt Luft: »Die wissen doch überhaupt nicht, wie ein Bürgerkrieg aussieht. 2500 Menschen wurden bisher getötet, das ist Bürgerkrieg in jedem Haus hier.«

Wie er den Krieg vorbereiten läßt, erleben wir am Abend des gleichen Tages: Tyrie hat uns nach einigem Zögern den Besuch der zentralen Ausbildungsstätte seiner Organisation erlaubt.

Das Taxi hält nach 4 Pfund 50 vor einem kleinen schäbigen Bau nördlich der Belfaster Stadtgrenze, nach ihm stoppt ein weißer Transit mit zehn Insassen und kurze Zeit später stehen wir im Umkleideraum der beiden Ausbilder, die ihre Zivilkleider ablegen, in Militärhosen schlüpfen, sich Knobelbecher binden und die Khaki-Hemden zuknöpfen.

Charlie macht in seiner Uniform schon was her. Er ist Leiter des Kurses, stammt aus Schottland und diente vier Jahre in der britischen Armee, bis diese ihn rausschmiß. Was er denn sonst so mache. »Ach, nichts Bestimmtes.« Also arbeitslos? »Nein, das nicht.« Was dann? Er schweigt, schaut aus dem vergitterten Fenster, redet ein paar Sätze dann rutscht ihm das Wort »mercenary« heraus – »Söldner«.

Charlie ist auf seine Aufgabe mächtig stolz: »Bei uns erhalten die Rekruten aus den neun UDA-Brigaden Ulsters ihren letzten Schliff«, sagt er und fügt hinzu: »Es ist die beste Ausbildung, die man in Nordirland kriegen kann.« Ex-Fallschirmspringer hätten ein kommerzielles Survival-Training aufgezogen, das 60 Pfund pro Wochenende koste – »aber hinterher kamen einige zu uns und sagten: Ihr seid viel besser.«

Während die 21 Rekruten im Alter zwischen 17 und 43 ihre Trainingsanzüge überziehen, um an diesem Abend und den folgenden Abenden auf ihren Einsatz vorbereitet zu werden, versichert Charlie, der ein Jahr in der britischen Rheinarmee in Osnabrück zubrachte, daß »alles legal ist, was wir hier machen.« Woher kommen die UDA-Freiwilligen, die jetzt auf dem Flur stehen? »Das sind alles ordentliche Arbeiter«, antwortet John, der die erste Lektion des Abends (»Drill and Parade«) erteilt. »Von denen ist keiner arbeitslos.« Auch er hat gedient, zwölf Jahre lang (zwei davon in Münster), und es im Unterschied zu Charlie zum Sergant der Irish Guards gebracht. Im Umkleideraum bereiten sie uns schonend darauf vor, daß der Kurs jetzt erst begonnen habe, daß der Drill deswegen noch nicht so gut klappe: »Unser Training ist härter als das in der Armee, die Männer draußen sind jedoch noch neu.«

Neu – das ist gut gesagt. In der großen Halle sauber aufgereiht, den Blick stur geradeaus. »Left, right, left, right, you arseholes«, brüllt John, und später: »Up down, up down.« Die Disziplin ist großartig, die Männer lassen sich alles gefallen. Wer nicht schnell oder geschickt genug ist, muß sich auf den Boden legen, und wird mit einem schweren Medizinball traktiert. Als John ein regelloses Ballspiel anordnet, wackelt die Halle. Bei der anschließenden »Siegerehrung« laufen die Gewinner den Unterlegenen über die bloßen Bäuche, einer nach dem anderen. Und weil's so schön war, trampeln anschließend die Verlierer den Siegern auf die Eingeweide und schließlich jeder jedem.

Was John sagt, wird befolgt. Gehorsam und Disziplin nehmen in der UDA einen anderen Stellenwert ein als bei der IRA – in Europas ältester Stadtguerilla setzt der Armeerat auf die Eigeninitiative und Fantasie seiner »aktiven Einheiten«, bei der UDA »müssen die soweit kommen, daß sie auf mein Kommando hin alles machen«, sagt John. »Alles.«

Das Ausbildungsprogramm ist umfangreich und auf den erwarteten Endkampf zugeschnitten. Neben »Parade & Drill« stehen Erste Hilfe, Kartenkunde, Funkübungen, Patrouillengänge, Tarnen im Gelände, Kampftaktiken und »C/B« auf dem Zettel, den mir Charlie zeigt. »C/B« ist heute abend als nächstes dran. Was das bedeute will ich wissen. Charlie zögert – »eine Übung halt« – bis ihm John aus der Verlegenheit hilft: »Das ist eine neue Form der Kommunikation«, sagt er.

Als sie uns später in einen Nebenraum lotsen, um dort Tee zu servieren, sehen wir gerade noch, wie das Kommunikationsmittel »C/B« um die Ecke getragen wird. Es sind »Crossbows«, Armbrüste. Während Charlie, John und Harry (zuständig für Taktik, acht Jahre in der Armee, davon drei in Iserlohn) von ihrer schönen Zeit in Westdeutschland erzählen und über den toten Taxifahrer lachen, der gestern nacht von einem Killerkommando im Bett erschossen wurde, dringt ein leises »bflopp, bflopp« aus dem Nebenraum.

Charlie, der die Initialen UFF auf dem Handrücken trägt, zeigt uns kurz den Raum, in dem gerade ein Erste-Hilfe-Kurs abgehalten wird. Die Ausbilderin möchte allenfalls von hinten fotografiert werden. Anders als in der IRA, wo Frauen in den »active units« operieren, wo Bombenexpertinnen Männer ausbilden und Scharfschützinnen keine Seltenheit sind, nehmen die Frauen in der männerdominierten UDA nur untergeordnete Positionen ein – sie gehören zu den Hilfstruppen, die die Verwundeten pflegen, die Aktivisten stärken oder in den Massage-Salons der UDA Geld für die Organisation 'ranschaffen.

Jetzt hätten wir ja wohl genug gesehen, sagt Charlie und John fährt uns in die Stadt zurück.

Andy Tyrie hat es in den letzten Jahren geschafft, eine längere Haft zu vermeiden. Als die protestantische Polizei Nordirlands, die »Royal Ulster Constabulary« (RUC), in seinem Hauptquartier Waffen fand, konnte er sich herausreden – die gleiche RUC hatte den IRA-Aktivisten Bobby Sands, der 1981 zum Unterhausabgeordneten gewählt worden war und im gleichen Jahr den republikanischen Hungerstreik für die Anerkennung als politischer Gefangener angeführt hatte, wegen des Besitzes einer Pistole zu 14 Jahren verurteilen lassen (für die gleiche Waffe wanderten auch noch vier andere Republikaner in das KZ von Long Kesh).

Tyrie konnte das nicht passieren. In seiner Organisation befinden sich viele Polizisten denen das rigide Vorgehen der britischen Besatzungsmacht gegen die Nationalisten/Republikaner noch zu sanft ist. Waffen erhält die UDA von Mitgliedern, die gleichzeitig in Britanniens stehendem Reserveheer, dem »Ulster Defense Regiment«, Dienst tun.

Andy Tyries Organisation rüstet sich für die letzte große Schlacht, die unausweichlich scheint, seit die britische Regierung mit Dublin das Abkommen von Hillsborough unterzeichnet hat. Der Vertrag zielt auf eine Befriedung der Provinz, macht magere Zugeständnisse an die benachteiligte katholische Minderheit und hat vor allem eine grenzüberschreitende Sicherheitspolitik im Auge, ist vor allem gegen die republikanische Bewegung, gegen die IRA und gegen Sinn Féin gerichtet und wird von NATO-Strategen befürwortet, die ihre Miltitärbasen in Nordirland sichern wollen.

Obwohl er inzwischen eine Vorort-Villa bewohnt, verkörpert Andy Tyrie den protestantischen Arbeiter, wie er in keinem Buche steht: Loyal und rebellisch, anarchoanachronistisch und diszipliniert, hart und entgegenkommend. 1916, während der Schlacht an der Somme, wäre er wahrscheinlich auch vorweg marschiert. In der Sommerausgabe von »Ulster« dem Monatsmagazin der UDA, wird an das historische Ereignis erinnert. »Ulster verlor über 5000 Männer in dieser Schlacht«, heißt es. Ganze Kompanien wurden innerhalb von Minuten vernichtet. Diese Männer haben die endgültige Loyalitätsprüfung gut bestanden ... Kein General, erzählte Major General Nugent hinterher, 'hat je eine bessere und ehrgeizigere Division befehligt'.«

Ehrgeizig, besser, überlegen, aufopferungsvoll, todesmutig, wahnsinnig – diese Begriffe treffen im Belfast der achtziger Jahre immer noch. So wie sich die Ulster-Freiwilligen 1916 ins Verderben schicken ließen, so folgen sie ihren Führern auch heute. Aber es ist eine Gefolgschaft, die blitzschnell umkippen kann, wenn Verrat droht. Wie damals, als vor dem Ersten Weltkrieg die britische Regierung ganz Irland in die begrenzte Selbständigkeit entlassen wollte und die protestantischen Facharbeiter massenhaft der »Ulster Volunteer Force« (UVF) beitraten, um notfalls gegen die britische Krone zu kämpfen, strömen heute Arbeiter in die protestantisch-proletarischen paramilitärischen Organisationen. Sie alle haben noch den Spruch von Nordirlands ehemaligem Premier Lord Brookeborough im Ohr, der sich stets damit brüstete, noch nie einen Katholiken beschäftigt zu haben: »Wenn wir in Ulster Katholiken auf unseren Farmen arbeiten lassen, sind wir Verräter«, sagte er.

Und so marschieren sie. Wenn der Boß auf die loyalistische Pauke haut, sind nicht er und seine Kapitalistenfreunde der Gegner, sondern die katholischen Kollegen. Andy Tyrie sagt auch warum: »Die Republikaner wollen ein sozialistisches Gesamtirland.« Während alle anderen Kolonien die Verbindung zum Mutterland kappen wollten, »halten wir aus selbstsüchtigen Gründen daran fest – Großbritannien unterstützt uns ökonomisch.« 1985/86 hat das britische Finanzministerium rund fünf Milliarden Mark für die Kolonie aufwenden müssen – die Militärausgaben nicht einberechnet.

Obwohl Thatcher die Sparaxt, mit der sie die öffentlichen Dienstleistungen in Britannien niederholzt, noch nicht an Nordirlands Staatsausgaben angesetzt hat, befindet sich die Provinz seit Jahren unangefochten an der Spitze der Arbeitslosentabelle: nach offiziellen Angaben sind 23 Prozent aller Nordiren ohne Lohnbeschäftigung. Aber: Während die Arbeitslosen in den britischen Großstädten aufbegehren, hissen die Arbeitslosen in den protestantischen Elendsvierteln Belfasts die britische Flagge. Die Arbeitslosigkeit der Nationalisten ist doppelt so hoch wie die ihre.

Andy Tyrie droht mit einer Maßnahme, die die unionistischen Arbeiter Nordirlands stets dann ins Feld führten, wenn sie sich alleingelassen fühlten. Die einseitige Unabhängigkeitserklärung sei noch ein Möglichkeit, sagt er. Rhodesiens Ian Smith habe sie 1965 vorexerziert. Rhodesien ist heute Zimbabwe, das weiß auch Tyrie. Trotzdem: Die Loyalisten drohen mit Trennung, damit sich Großbritannien nicht von ihnen trennt. Andy Tyrie spricht seit Jahren davon: In einem unabhängigen Ulster wäre er der stärkste Mann, weil er über die größte Geheimarmee verfügt – denkt er. Aber er

kommandiert eine Truppe, die die bestehenden Machtverhältnisse zementieren will, die sich mit Gewaltmaßnahmen im eigenen Bevölkerungsteil profilieren muß und nie die Popularität und den Rückhalt finden wird, wie die Armee auf der anderen Seite – die IRA.

Konkret 03/87, S. 18

**Thomas Ebermann; Hermann L. Gremliza; Wolfgang Schneider**

# »Die Blamage ist angesagt«

**Noch am Tag vor der Abstimmung hatte die den Grünen nahestehende »taz« seine Kandidatur als aussichtslos beschrieben. Und dann wählte die Bundestagsfraktion der Grünen den Hamburger Ökosozialisten Thomas Ebermann doch mit einer Stimme Mehrheit gegen Otto Schily zu einem ihrer Sprecher. Für KONKRET sprachen Wolfgang Schneider und Hermann l. Gremliza mit dem Mann, dessen Vorstellungen Schily »exzentrisch und abenteuerlich« nennt.**

**KONKRET** Die Linken, auch Ökosozialisten genannt, haben nicht gerade die Mehrheit in der neuen grünen Bundestagsfraktion. Trotzdem bist du, Thomas, und noch dazu mit einem knappen Sieg über den prominentesten Realo, Otto Schily, zu einem der drei Fraktionssprecher gewählt worden. Die »taz« hatte dir am Vortag noch null Chancen gegeben und auch hinterher konnte sichs mancher nicht erklären. Kannst du's?

**Ebermann** Es gab da zwei Sachen, die in eins fielen: Das eine war die Zustimmung zu meiner politischen Position. Obwohl man mit sowas vorsichtig sein soll, kann man doch sagen, daß bei etwa zehn bis vierzehn Mitgliedern der Fraktion in relativ vielen Bereichen der Politik Übereinstimmung harscht. Das andere war ein Bekenntnis von Fraktionsmitgliedern, die sich nicht das Etikett »Ökosozialist« ankleben lassen, zum Pluralismus.

Wir hatten bei meiner Kandidatur deutlich gemacht, daß wir uns bewußt sind, in der Fraktion eine Minderheit zu sein, daß wir aber im Vorstand als Minderheit repräsentiert sein wollen. Die Fraktion war also gefragt, ob sie einen Vorstand haben wollte, der nur von Realos und den Realos Nahestehenden besetzt wäre, oder nicht. Die Mehrheit wollte das nicht.

**KONKRET** Dafür haben sich die Realos bei der Besetzung der übrigen Vorstandsposten und der Wahl der grünen Mitglieder in den Bundestagsausschüssen gerächt.

**Ebermann** Es gab an dem Tag, als ich gewählt worden war, einige Entscheidungen, die nach Rache rochen. Aber das wurde schon am nächsten Tag ausgebügelt.

**KONKRET** Und wie nennst du das, was Regula Schmidt-Bott passiert ist, als sie sich für den Innenausschuß bewarb?

**Ebermann** Regula wollte am liebsten in den Innenausschuß, aber sie interessierte sich auch für den Ausschuß für Forschung und Technologie, weil sie sich sehr intensiv mit der Gen-Forschung beschäftigt hat. Es war also nicht so schlimm, daß sie nicht in den Innenausschuß gewählt wurde. Aber die Art, wie das geschah, die fast fies zu nennende Befragung nach ihrem Verhältnis zur Gewalt, war eine Gemeinheit und ein Ärgernis. An diesem Tag ist auch Verena Krieger, die Sprecherin der Bundesfrauen, die sehr wichtige und mit Kardinal Höffner unvereinbare Positionen zum Paragraphen 218 vertritt, nicht gewählt worden. Am zweiten Tag wurden die Ausschüsse aber dann so besetzt, daß man insgesamt von Pluralität sprechen kann. Das hat sich also eingerenkt.

**KONKRET** Uns scheint es eher so, daß die Realos, allen voran Otto Schily, sich mit deiner erfolgreichen Kandidatur nicht abfinden wollen. Auch der auf Schilys Initiative zustandegekommene Beschluß, die grüne Bundestagsfraktion müsse sich auf einer Klausurtagung mit der Klärung des Verhältnisses ihrer Mitglieder zur Gewalt beschäftigen, deutet auf »Abrechnung«.

**Ebermann:** Man muß da unterscheiden: Nicht »die Realos«, sondern Schily und eine enge realpolitische Gruppe um ihn herum. Otto Schily hat direkt nach meiner Wahl Interviews gegeben, die mich nicht nur diffamierten, sondern die meine Position in der Politik erschweren. Bisher war ich es gewohnt, daß die bürgerliche Presse und die Abgeordneten der anderen Parteien mich als »exzentrisch und abenteuerlich« darstellen wollten und mich ins Examen zu nehmen versuchten, wie mein präzises Verhältnis zu deutschen Strommasten ist. Es hat mich schon sehr geärgert, daß Otto diese vorhandenen Ressentiments in tumber Art aufgeführt hat, anstatt die Entscheidung der Fraktion als eine Entscheidung für Pluralität zu verteidigen, wie das andere Abgeordnete, die mich nicht gewählt haben, auch getan haben.

**KONKRET:** Dein Freund Rainer Trampert, vom Bundesvorstand, hat gesagt, so wie Schily habe bisher nur der politische Gegner argumentiert. Ist Schily inzwischen nicht genau das: ein Gegner?

**Ebermann:** Ich werde mich nicht hinreißen lassen, Otto als meinen politischen Gegner zu bezeichnen. Ich habe mich über ihn geärgert, na klar, und ich glaube, daß Otto in der Gefahr schwebt, bestimmten Journalisten, die n ihm das Spiegelbild ihrer Ideale sehen, gefallen zu wollen. Denn die politischen Positionen, die ich vertrete – wie zum Beispiel die Nichtakzeptanz des staatlichen Gewaltmonopols, waren noch vor zwei Jahren für ‚die Grünen etwas Selbstverständliches: Blockaden, Zustimmung zu Hausbesetzungen, Verletzung von Gesetzen, wenn ökologische Notwendigkeiten oder soziale Erfordernisse es verlangen. Was war denn die große Kampagne gegen den 218 anderes als eine offensive Verletzung des staatlichen Gewaltmonopols? Ob das nun unter der Parole »Wo Recht zu Unrecht wird, wird Widerstand zur Pflicht« geschieht oder in der etwas härteren Berliner Übersetzung: »Legal, illegal, scheißegal«. Aus Anlaß eines Briefes an die RAF-Gefangenen, den Antje Vollmer geschrieben hatte, hat Otto zum ersten Mal seine Meinung kundgetan, daß er Befürworter des staatlichen Gewaltmonopols sei. Dafür hat er in bestimmten Zeitungen viel Lob geerntet, denn das gehört

zum Examen, das die Grünen ablegen sollen, wenn sie auf Reputation Wert legen. Gleichen Beifall würde jeder Grüne ernten, der die Nato heute weniger kritisch sähe.

**KONKRET:** Schily hat also nicht die Mehrheit hinter sich?

**Ebermann:** Otto war in einer krassen Minderheit, als er gegen eine gemeinsame Sitzung des grünen Bundesvorstands mit der Bundeskonferenz der Anti-AKW-Bewegung im Nürnberger »Komm« votierte. Wenn es nicht um Bekenntnisse oder theoretische Postulate geht, sondern um praktische Entscheidungen, ist Otto Schily eher in einer Minderheitsposition. Es ist schlicht undenkbar, daß die Grünen eine solche Konferenz nicht unterstützen – ob sie nun vom Staat verboten ist oder nicht. Natürlich ist Otto Repräsentant ganz vieler Hoffnungen, die auch in die Grünen gesetzt werden, und es wäre einfach Blödsinn, wenn ich behaupten wollte, ich sei die eigentliche Verkörperung des grünen Wählerwillens. Aber marginal bin ich eben auch nicht.

**KONKRET:** Schily hat aber gewiß recht, wenn er meint, daß er für viele Wähler der Grünen außerordentlich attraktiv ist. Wenn nun ein Mann, auf den so viele Wähler hören und blicken, in ganz zentralen Fragen Positionen formuliert, die jenseits aller grünen Parteiprogramme liegen: Wie lange kann eine Partei das aushalten? Neuerdings verlangt Schily von den Grünen sogar ein Bekenntnis nicht nur zur politischen, sondern sogar zur militärischen Integration in die Nato.

**Ebermann:** Das ist nichts Neues, das müßt ihr sehn. Das gabs immer. Herbert Gruhl hat nie was anderes gesagt.

**KONKRET:** Deswegen ist er ja auch woanders gelandet.

**Ebermann:** Aber solchen Streit hat es bei den Grünen, bei denen sich ja ganz unterschiedliche Politikansätze zusammengefunden haben, immer gegeben. Der Streit wird natürlich in dem Maße relevanter, wie die Wahlergebnisse die Hoffnung nähren, Politik in Koalitionen mitbestimmen zu können. Als wir das erste Mal für den Bundestag kandidierten und einen Stimmenanteil von zwei Prozent für einen Achtungserfolg hielten, fiel es uns leicht, radikale Beschlüsse zu fassen – zum Beispiel den Rotationsbeschluß oder die Unvereinbarkeit von Bundestags- und Vorstandsmandaten. Denn man kam ja nicht in den Bundestag. Als wir dann, am Ende der Schmidt-Ära, Chancen hatten, in den Bundestag zu kommen, und sogar Augstein meinte, ein Unterschied zwischen SPD und CDU sei nur mit sehr geschultem Auge zu erkennen, lag es nahe, mit einer radikalen Rhetorik gegen die SPD aufzutreten. Und erst in dem Moment, wo von den Wahlergebnissen her eine Regierungsbeteiligung möglich zu werden schien, wurden programmatische Forderungen relevant, weil sie nun nach Hindernissen auf dem Weg zu Koalitionen überprüft werden mußten. Es ist also gar nicht neu, daß es bei den Grünen Leute gibt, die für die Nato sind, oder Anhänger der Marktwirtschaft oder sogar solche, die darüber diskutieren, daß man nicht zuviele Ausländer hereinlassen dürfe. Neu und dramatisch wird deren Meinung erst, wenn es nun plötzlich darum geht, den Grünen einen Zuschnitt zu verpassen, der es ihnen erlaubt, ein imperialistisches Kernland mitzuregieren oder wenigstens ein Bundesland dieses Staates.

**KONKRET:** In diesem Jahr wird voraussichtlich, wenn nämlich Dohnanyi nichts Besseres einfällt, in fünf Bundesländern gewählt. Da steht uns ja einiges an grüner Entwicklung bevor – wenn du recht hast. Denn der Wille eurer Wähler geht doch wohl eindeutig in Richtung Koalitionen mit der SPD.

**Ebermann:** Ich mache mich anheischig, Umfrageergebnisse durch eine kleine Veränderung der Fragestellung auf den Kopf stellen zu können. Frag die Leute, ob die Grünen darauf beharren sollen, daß die Mittelstreckenraketen abtransportiert werden – und achtzig Prozent der grünen Wähler würden sagen: Ja, das sollen sie. Fragst du die Leute, ob die Grünen mit der SPD koalieren sollen – und du kriegst eine Mehrheit, die Ja sagt, auch wenn das bedeuten würde, daß die Raketen bleiben. Frag die Leute, ob sich die Grünen am Giftmülltransport auf die Deponie Schönberg beteiligen sollen, obwohl die das Grundwasser von Lübeck vergiftet – da sagen nicht achtzig Prozent: Ja, das sollen sie, sondern da sagen mehr als achtzig Prozent: Nein, auf keinen Fall. Fragst du aber, ob die Grünen auch bereit sein müßten, aus staatspolitischer Notwendigkeit komplizierte Sachzwänge einzusehen und sich die Finger schmutzig zu machen – dann kriegste wieder achtzig Prozent für Joschka.

**KONKRET:** Das ändert nichts daran, daß der Druck auf die Partei und aus der Partei zunehmen wird, sog. rot-grüne Koalitionen zu schließen.

**Ebermann:** Der Druck ist da. Es gibt diese grünen Träume, und es gibt eine Tendenz, die Beschlußlage der Partei an diesen Träumen auszurichten. Ob das aber politische Chancen hat, ist eine ganz andere Frage. Beispielsweise tut alle Welt so, als sei Lafontaine schon Vorsitzender und Kanzlerkandidat der SPD. In Wahrheit ist es nur so, daß die SPD zum jetzigen Zeitpunkt, in sicherem Abstand zu den nächsten Bundestagswahlen und unbelastet von den knallharten Notwendigkeiten beim Regieren eines imperialistischen Staates, beim Kampf gegen die Grünen mal die Variante Lafontaine probiert. In Hessen hat sich gezeigt, daß die Plutoniumwirtschaft eine Frage staatspolitischer Notwendigkeit ist, in der es keinen Spielraum für Kompromisse gibt. Nukem / Alkem / Wackersdorf / Kalkar – das ist die Voraussetzung für die wichtigste aller Ambitionen: national über Atomwaffen zu verfügen. Deshalb wird da durchgezockt, ohne Rücksicht darauf, ob die Grünen nun geträumt haben, daß die SPD in Nürnberg radikal umgedacht habe, und man sich mit der SPD nur noch darüber zu streiten brauche, ob der Ausstieg erst in zehn Jahren oder ein bißchen früher vollzogen werden soll.

Aber die SPD hat gar nicht beschlossen, in zehn Jahren auszusteigen, sondern sie hat beschlossen, nur mit Zustimmung der CDU und der Wirtschaft auszusteigen. Ein klassischer Doppelbeschluß der SPD, der bedeutet: Alles läuft weiter und kann ausgebaut werden. Hessen ist die praktische Blamage vieler Anhänger der Realpolitik, die ganz ehrlich geglaubt haben, daß sie bei all dem Ärger, den ihnen eine Koalition zu schlucken gibt, wenigstens Hanau dichtgemacht kriegen und in absehbarer Zeit auch Biblis. Oder sehen wir nach Schleswig-Holstein: Da haben wir die grandiose Situation, daß die SPD jahrelang im Landtag die Stillegung aller drei schleswig-holsteinischen Atomkraftwerke gefordert hat und nun ein Wahlprogramm vorlegt, das den Ausstieg innerhalb von zwei Legislaturperioden vorsieht. Aber auch dort wird natürlich geträumt, mit Engholm, diesem Vernünftigen, werde man den Ausstieg hinkriegen.

**KONKRET:** Meistens läuft die grüne Kritik so, daß der SPD vorgeworfen wird, sich nicht an ihre Parteitagsbeschlüsse zu halten.

**Ebermann:** Das Schrecklichste ist, wenn die SPD ihre Beschlußlage verwirklicht. Aber es ist verdammt schwer, Leuten, die nicht hören wollen, weil sie einen Traum haben, zu erklären: Die SPD hat gar nicht beschlossen, daß die Raketen hier weggeschafft werden. Ich habe mich auf Friedensversammlungen unbeliebt gemacht, weil eine Mehrheit im Saal so gern hören wollte, daß bei ein bißchen Gutmütigkeit bei den Grünen und ein bißchen Lernfähigkeit bei der SPD die Raketen weg wären. Der Pastor und der Betriebsrat wollten das beide gern hören. Wenn ich dann vorgelesen habe, daß Rau gesagt hat, wenn die Verhandlungen über den Abbau der Raketen scheiterten, müsse man eben weiterverhandeln, und daß Egon Bahr gesagt hat, die einseitige Kündigung des Stationierungsbeschlusses wäre aus seiner Sicht für jeden sozialdemokratischen Kanzler ein Rücktrittsgrund – dann störe ich das mythische »Gemeinsam gegen rechts«, das alle hören wollen. Und das doch immer wieder Blamage erleidet, wenn es um konkrete Politik geht. Deswegen denke ich, daß zwar ganz viele Menschen sich die Grünen als kritischen, schubsenden Juniorpartner der SPD wünschen, daß es eine tatsächliche Chance für einen realpolitischen Durchmarsch aber nicht gibt.

**KONKRET:** Es gibt Grüne, die sagen, nur das Konzept der Realos sei auf Dauer bei Wahlen erfolgversprechend.

**Ebermann:** Ja, und auf diesem Gebiet ist möglicherweise, jenseits unserer Argumentationskraft, nochmal Blamage realpolitischer Träume angesagt. Die Behauptung, daß ein Wahlerfolg programmiert sei, wenn nur Grüne und SPD laut genug – und notfalls bar jeden Inhaltes – bekanntgeben, daß sie zusammenarbeiten wollen, negiert natürlich völlig, daß wir mit unseren politischen Positionen in einer gesellschaftlichen Minderheit sind, ob uns das gefällt oder nicht. Und daß es in der SPD einen erheblichen Teil gibt, der uns und unsere Positionen selbst in ihrer domestiziertesten Form fürchtet. Eine SPD, die verspricht, mit uns unter der Bedingung zu kooperieren, daß wir uns unterordnen, Probleme mit ihrer Wählerschaft bekäme. Raus Absage an die Grünen war so hirnrissig nicht.

Grundlage von Politik ist eben nicht das Zusammenzählen von Parlamentsfraktionen, sondern die Frage, wie groß die Kräfte in der Gesellschaft sind, die in eine bestimmte Richtung wollen. Nur so kann man sich doch erklären, daß sie in Bayern, wo das vor fünf Jahren ausgeschlossen schien, plötzlich so ein gutes Wahlergebnis erzielen, und in Niedersachsen, wo sie schon lange im Landtag waren, trotz Tschernobyl so ein schwaches. Das liegt weniger daran, wie der jeweilige grüne Landesverband verfaßt ist und ob er Koalitionen anbietet oder nicht, sondern daran. daß sich an der WAA das ganze Land Bayern polarisiert hat, während in Niedersachsen die Auseinandersetzung um Gorleben relativ befriedet ist. Entscheidend ist immer: Wieviel Bewegung, die weit über die demonstrierenden Akteure hinausgeht, hast du in der Gesellschaft. Und deshalb ist es absolut irre zu glauben, man müsse nur ein attraktives Bündnis versprechen und damit käme man voran. Solange die Leute nicht für Ziele kämpfen, werden sie mal ein bißchen mehr SPD und mal ein bißchen mehr Grüne wählen.

**KONKRET:** Du hast dich dieser Tage wieder dagegen gewehrt, ein Fundamentalist genannt zu werden. Erklärst du uns mal den Unterschied?

**Ebermann:** Früher war die Differenz leicht zu beschreiben. Die Gruppe, die »hessische Fundamentalisten« genannt wurde, beschränkte sich damals auf eine Art Gesinnungsethik. Über den Satz von Milan Horacek, er wolle nicht mit der SPD über Einzelheiten verhandeln, ihm gehe es um den Sinn des Lebens – darüber haben wir natürlich herzhaft gelacht. Es ist übrigens kein Zufall, daß Horacek nun bei den Realos gelandet ist.

**KONKRET** Ach, der war schon an vielen Orten und wird noch an vielen anderen auftauchen.

**Ebermann:** Ja, das ist klar. Damals jedenfalls haben die Fundamentalisten die Hamburger CAL kritisiert, weil wir versucht haben, die Tolerierung eines SPD-Senats hinzukriegen. Bahro sprach etwa davon, wir hingen am Rockzipfel der SPD. Richtig ist, daß wir immer versucht haben, einen sehr praktischen Zugang zur Politik zu ändern. Während wir bereit waren, unter bestimmten Bedingungen eine Regierung zu stützen, die dann noch immer viel Scheiße macht, formulierten die: Wir stehen außerhalb des Systems. Heute ist das, was beispielsweise Jutta Ditfurth macht, nicht mehr gekennzeichnet durch Differenzen, die sie mit mir hat, sondern sie schlägt etwa zu Hessen eine politische Strategie vor, die sich von meiner nicht grundlegend unterscheidet.

**KONKRET** Wenn es also den Fundamentalismus nicht mehr gibt, bleiben nur noch zwei Fraktionen: Ökosozialisten und Realos.

**Ebermann:** Die Partei strukturiert sich anhand inhaltlicher Fragen immer wieder neu. In dem von der Presse gepflegten Muster: Hier Fundis – da Realos kriegst du zum Beispiel den Wunsch mancher Grünen, das ungeborene Leben ungeheuer zu schützen und das von Kardinal Höffner zerschnittene Tischtuch wieder zu flicken, nicht unter. Oder die Frage, wie wichtig die Grünen die Kämpfe von Lohnabhängigen nehmen, wie sehr sie sich in den Kampf um die 35-Stunden-Woche einmischen wollen. Die Realos haben erstmal alle die bei sich eingeordnet, die mit der SPD wollen – ob die Leute nun gesellschaftspolitisch ganz konservative Vorstellungen und beispielsweise überhaupt kein Verhältnis zur Arbeitszeitverkürzung haben, wie Alfred Mechtersheimer, oder nicht. Auch wenn du die Frage stellst, wer bei den Grünen dazu neigt, den beiden Supermächten gleich viel Schuld zu geben an der Kriegstreiberei, oder wer darauf beharrt, daß es die USA sind, die gegenwärtig Kriegsgewinnungsstrategien nicht nur phantasieren, sondern massiv technisch-militärisch umsetzen, kriegst du eine Einteilung zwischen Fundis und Realos nicht hin. Deshalb ist es in vielen Fragen ganz unklar, wer mit wem abstimmt und wo die Mehrheiten sind.

**KONKRET** Neuerdings kursiert für die Realos die Bezeichnung »Sozialökologen«, als Gegensatz zu euch Ökosozialisten. Ist die Einteilung stimmiger?

**Ebermann:** Das glaube ich nicht. Es gibt bei den Grünen, vor allem außerhalb der Großstädte, viele Menschen, die man als radikale Humanisten bezeichnen könnte. Beispielsweise jemand, der sich auf einem Dorf dafür einsetzt, Flüchtlinge aufzunehmen und die Grenzen nicht zu schließen, und dem diese Frage so wichtig ist, daß er allein deswegen ein Bündnis mit der SPD erhofft. Und du hast bei den Grünen Menschen, die über viel Sachverstand verfügen, was bestimmte Vorgänge bei der Zerstörung von menschlicher Gesundheit und Natur angeht, und die darauf beharren, daß bestimmte Zweige der chemischen Produktion stillgelegt werden, deshalb jede Koalition ablehnen, die da nicht dramatische Änderung verspricht. Willst du deshalb den einen einen Ökosozialisten nennen und den andern einen Sozialökologen? Und wo ordnest du die Leute ein, die gewiß keine Sozialisten sind, aber den kriegstreiberischen Nato-Kurs durchschaut haben und von einem Bündnis, wenn es sich lohnen soll, verlangen, daß diese Politik beendet wird? Alle diese Leute zusammen bilden in der Partei häufig eine Art Flügel, der etwa dazu beigetragen hat, daß wir in Nürnberg mit unserer wahlpolitischen Erklärung nur eine knappe Niederlage erlitten haben – mit vierzig Prozent, das waren ja nicht alles Ökosozialisten. Also diese Aufteilung der Grünen in verhinderte Sozialdemokraten und in Sozialisten bringt für die Charakterisierung von politischen Lagern bei den Grünen im Moment garnix.

**KONKRET** Umso hartnäckiger spielt die Bürgerpresse, spielen die Öffentlich-Rechtlichen und auch die SPD auf Teilung. Willy Brandt sagt: »Man muß die Grünen veranlassen, sich mit großen Fragen der deutschen Politik praktischer auseinanderzusetzen, man darf sie nicht in Schönheit protestieren lassen. Man muß sie stattdessen mit der Wirklichkeit befassen, daß sie entweder die reformerische Veränderung der Dinge sich zu eigen machen, oder aber als sektiererische Besserwisser sich enthüllen.« Das sei »eine Frage der politischen Hygiene«.

**Ebermann:** Es ist ja einer der größten Irrtümer, die SPD, wie sie heute ist, für eine reformerische oder gar reformistische Partei zu halten.

**KONKRET** Der eigentliche Reformist bist du?

**Ebermann:** Es ist völlig irrsinnig anzunehmen, in dem Feld, wo wir heute Politik machen, sei irgendetwas anderes möglich als radikale Reformpolitik oder radikaler Reformismus. Ich träume von nichts anderem. Das Fatale ist, daß Reformismus gleichgesetzt wird mit SPD-Politik und damit zum Beispiel suggeriert wird, Reformismus setze die Anerkennung des staatlichen Gewaltmonopols voraus. Aber eine reformistische Partei, die wirklich auf Veränderungen drängt, könnte sich niemals auf das staatliche Gewaltmonopol verpflichten. Das war allen wichtigen Theoretikern des Reformismus klar. Man muß sich bloß mal angucken, wie die sozialdemokratischen Exilliteratur Weimar verarbeitet hat: Nie wieder Akzeptanz des Gewaltmonopols, denn das hat uns gezwungen, auch Notstandsregierungen zu akzeptieren, weil die irgendwie legal zustandegekommen waren. Mutiger Reformismus, der das Wort überhaupt verdient, schließt den Wunsch nach Systemveränderungen überhaupt nicht aus. So, wie Reformismus von der SPD und anderen definiert wird, muß man übersetzen als: Zufriedenheit mit dem Fundament dieser Gesellschaft, Anerkennung der Marktwirtschaft, Treue zur Nato. Brandt will sagen: Reformpolitiker ist, wer alle Rahmenbedingungen akzeptiert und daraus das Beste macht.

**KONKRR** Vertritt nicht deine Kollegin Waltraud Schoppe die Mehrheit in eurer Partei und in eurer Wählerschaft, wenn sie sagt: »Die Entscheidung über die Nachfolge von Willy Brandt wird Zeichen setzen, ob sich die Repräsentanten einer neuen Reformpolitik langfristig durchsetzen werden«?

**Ebermann:** Ja, so spontan vertritt sie eine Mehrheit, so spontan, wie die Politik in diesem Land zugeschnitten ist: Gebanntsein, ob Lafontaine es schafft. Der ist noch nichts, niemand weiß, ob er was wird, und schon spielt er bei manchen Linken eine Rolle, die Brandt so lange gespielt hat. Wenn Brandt in einem »taz«-Interview sagt, mit den Grünen gebe es gegenwärtig keine Zusammenarbeit, dann, ich schwör dirs, arbeitet der Leitartikler der »taz« die Bedeutung des Wortes

»gegenwärtig« heraus und nicht, daß Brandt im Schulterschluß mit Rau gesagt hat: Mit den Grünen läuft nichts. Hätte Brandt das Wort »gegenwärtig« nicht gesagt, hätte der Leitartikler der »taz« herausgearbeitet, daß er nicht »niemals« gesagt hat. Welche Korrekturen von SPD-Politik verspricht Lafontaine denn? Hat der etwa gesagt: Unsere Beschlußlage zu den AKWs nimmt uns sowieso keiner ab, also müssen wir jetzt mal da, wo wir Landesregierungen stellen, ein paar AKWs stillegen? Nichts hat er gesagt. Und an dem Punkt, wo er noch am besten war: in seiner Kritik an der Nato – selbst dazu langt es jetzt nicht mehr. Die Leute sollen mal sein Buch lesen. Der verspricht gar nichts. Die Leute sollen seine Regierungspolitik im Saarland angucken. Wer da kleinste Unterschiede zu Raus Politik in NRW feststellen will, muß die Lupe mitbringen.

**KONKRET** Der zweite Hoffnungsträger der SPD, der Björn Engholm, hat jetzt gesagt, die hessische Koalition sei daran gescheitert, daß die Grünen dort eine sehr fundamentalistische Position bezogen hätten.

**Ebermann:** Das würde mich wirklich freuen, wenn sich in der SPD die These durchsetzt: Mit den Grünen ja, aber mit den hessischen geht's nicht. Aber was Engholm da sagt, zeigt, wieviele Examen uns noch bevorstehen. Im Moment ist en vogue: »Klärt das mit der Gewalt«, »Klärt das mit der Nato«, »Gebt bekannt, daß ihr am Rüstungsetat nicht mehr kürzen wollt, als was zwischen CDU und FDP strittig ist«. Wenn wir unsere Hausaufgaben brav gemacht haben, werden wir in die nächste Klasse versetzt. Aber es ist ein völlig irrwitziger Traum, daß die Ruhe geben werden, wenn wir ein Bekenntnis zu Nato und staatlichem Gewaltmonopol abgelegt haben. Dann werden wir erst für reif befunden, die ganze Strenge der Prüfung anzutreten. Da wird kein Auge trockenbleiben .

**KONKRET** Bis ihr alle wieder dabei seid, weil, wie Geißler im Gespräch mit Glotz sagte, die CDU die NPD integriert habe und die SPD dasselbe mit den Grünen machen müsse. Wenn die dann Abitur mit euch machen, dürfen die, die es bestehen, in die SPD, und werden die, die durchfallen, wie du, wieder in wahlirrelevante Kleingruppen verbannt.

**Ebermann** Wirst du mich dann noch ein paar Zeilen in deiner Zeitung unterbringen lassen?

**KONKRET (**G.): Ich bring' mich ja auch unter.

**Ebermann:** Ich weiß nicht, ob da nicht auch manche mit einer etwas dauerhafteren, domestizierten grünen Partei kalkulieren. Aber die Hauptrichtung geht auf Zerstörung. Lafontaine überlegt nur, wie man die Grünen kaputtmacht. Wie das übersehen wird, ist teilweise tragisch. Es ist übrigens noch recht offen, ob die Realos diese Examen bestehen. Das hier ist ja nicht irgendein Land. Wenn ich bedenke, was die italienischen Kommunisten alles geleistet haben, um mal regieren zu dürfen: Treue zur Nato, und wenns im Osten was zu geißeln gibt, sind sie mit ihren verurteilenden Presseerklärungen schneller auf dem Markt als der ganze italienische Bürgerblock – und doch sind die Amerikaner immer noch nicht zufrieden. Wie wird das erst in der BRD, diesem Kernland des Imperialismus, sein?

**KONKRET** Wenn man nun noch zitiert, was du und dein Freund Trampert in eurem Buch »Die Zukunft der Grünen« geschrieben habt: »Nur die Befreiung der Arbeit von der Herrschaft des Kapitals ermöglicht auch die Befreiung der Natur« – wird dir da beim Feiern eurer Wahlerfolge nicht ein wenig schummerig?

**Ebermann:** Als da einige sagten, der Wahlerfolg der Grünen sei »ein historisches Ereignis«, stand ich ziemlich bedeppert da. Ich kann mich schon über ein gutes Wahlergebnis freuen, aber historische Ereignisse sind etwas verdammt anderes. Viele von uns erkennen nicht, wie wenig gesellschaftliche Macht wir repräsentieren. Manche Grüne machen sich dieselben Illusionen wie Teile der Friedensbewegung, die meinen, sie hätten die Mehrheit der Gesellschaft auf ihrer Seite, weil auf die Frage des »Spiegel«, ob sie lieber Raketen stationiert sehen wollten oder nicht, eine Mehrheit geantwortet hat: Och, wenn du mich so fragst: Lieber nicht. Die wirkliche Frage heißt ganz anders: Bist du bereit, gegen die Nato-Strategie zu kämpfen, auch wenn das Strafaktionen der Reaktion, der USA, hervorruft? Wir haben eben für verschiedene grundlegende Notwendigkeiten noch keine Potentiale in der Gesellschaft. So ist die bundesrepublikanische Chemiearbeiterschaft zum allergrößten Teil sehr zufrieden mit Hermann Rappe. Gegen beide Seiten, gegen das Kapital und gegen die Arbeiter, werden wir unsere guten Konzepte zum Umbau der chemischen Industrie nicht verwirklichen können. Es darf uns nicht darum gehen, dort, wo wir am leichtesten Wählerstimmen gewinnen, eine unverbindliche Zustimmung zu unseren Programmen zu kassieren, sondern wir müssen den oppositionellen Betriebsrat bei Bayer in Leverkusen unterstützen, ohne ihn gleich zu fragen, wieviele Wählerstimmen bringst du mit.

**KONKRET** Nun sieht es bei der IG Chemie besonders finster aus, aber in anderen Gewerkschaften tut sich doch manches.

**Ebermann:** Früher wurden in den Beschäftigungsprogrammen Autobahnkilometer an Autobahnkilometer, Atommeiler an Atommeiler, Tiefseewasserhafen an Tiefseewasserhafen gereiht. Das hat eine Umschrift erfahren zu einer Art Öko-Keynesianismus: Die Beschäftigungsprogramme dienen jetzt über weite Strecken dem Umweltschutz, aber als reparierende, der stofflichen Produktion zugesellte Investitionsfelder.

Das ist einerseits gut, denn damit sind die Grünen erstmals diskussionsfähig, andererseits gefährlich, weil diese neue Ideologie, die sich auch in dem Programm »Arbeit und Umwelt« der SPD spiegelt, lautet: Wir müssen nur moderne

Technologie und Investitionssummen – auf Sozialdemokratisch natürlich: staatliche, die man dann auch noch über Kohlepfennige und ähnliches den Schlechtsituierten aus der Tasche holt, aber immerhin – wir müssen diese Summen in Bereiche des Umweltschutzes investieren. Das ist falsch, denn der größte Irrtum ist, daß die Zerstörung der Umwelt und der menschlichen Gesundheit über die Katastrophen abläuft. Das ist die Falle, in die jetzt die aufgeklärten Bürger laufen. Früher war das einfach gestrickt: »Was nützt uns eine saubere Elbe, wenn nur noch Arbeitslose drin baden?« – das war Oswald Paulig live, AfA-Humor. Nun kommt der nächste Schritt: Saubere Elbe ist ein schönes Ideal; sie sauber zu machen, würde auch Beschäftigung bringen, aber sozialdemokratisch-gewerkschaftliche Vernunft verbietet es, an die stoffliche Struktur der Industrie ranzugehen. Und der »Spiegel« setzt sozusagen ideologisch drauf, es seien die Katastrophen, welche die Natur zerstören. Während die Wahrheit ist: per Umgang mit chlorierten und haloginierten Wasserstoffen bedarf keiner Katastrophe, die Dioxine fallen einfach an, ohne Unfall. Das ist natürlich in den gewerkschaftlichen Programmen noch kaum vorhanden.

Ähnlich ist es auch mit sowas wie dem Besuch von Hans Janßen beim Parteitag der Grünen. Da wird eine Tür aufgemacht, durch die aber zugleich der ganze Schub realpolitischer Hoffnungen hereinkommt. Das wollen wir ja, wenn wir in der Gesellschaft vorankommen wollen, dann müssen wir uns freuen, wenn wir mit dem Alltagsbewußtsein massiv konfrontiert werden. Darüber freut man sich viel mehr, als wenn einige Ex-K-Grüppler plötzlich die Vorzüge der Demokratie zelebrieren und damit den Kapitalismus meinen, wie Hermann ganz schön enthüllt hat.

Dann haben wir natürlich grandiose Chancen überall da, wo unsere Forderungen mit den Forderungen der Branche zusammenfallen. Der Traum jedes Wirtschaftspolitikers der Grünen ist es, jetzt vor der deutschen Eisenbahngewerkschaft reden zu dürfen. Der deutsche Eisenbahner sieht das Automobil sehr kritisch.

**KONKRET** Es sei denn, es fährt auf dem Autozug.

**Ebermann:** Wenn es auf dem Autozug fährt, ist das ein Schritt in die richtige Richtung, weil die Abgase ja dann nicht auftreten. Teilweise ist das auch ein ständisches Interesse, also nicht so wertvoll, aber es bringt doch ein paar Konflikte. Denn was wir wollen, wird nicht gegen die, die in den Büros und Betrieben arbeiten, möglich sein. Das müßten die Grünen begreifen. Aber es ist natürlich sehr schwer, für eine Politik zu werben, ohne gleich die Gewinnung eines großen Wählerzustroms versprechen zu können. Denn es war zwar schön, als Vertreter der GAL auf der Howaldtswerft reden zu können, ohne ein Blatt vor den Mund nehmen zu müssen, und dennoch Anerkennung zu finden für die politischen Ziele, die man dargestellt hat – aber das schlägt sich auf so einer Werft nicht in massenhaften Stimmengewinnen nieder. Die Kollegen dort sind zwar über die SPD und deren Werftenkonzept sehr verbittert gewesen, aber der Schritt, uns zu wählen, war für die überwältigende Mehrheit viel zu weit. Dennoch wäre es wichtig, daß es bei den Grünen einen Respekt vor so einer Arbeit gäbe.

**KONKRET:** Studienreferendare sind leichter als Wähler zu gewinnen.

**Ebermann:** Ich lehne die Stimme des Studienreferendars überhaupt nicht ab, aber es gibt einen grünen Traum, über den Staat die sozialen und ökologischen Probleme lösen zu können, eine große Renaissance der falschen Träume des Keynesianismus: den Gegenstand der Investitionen und der antizyklischen Politik auf andere Felder verlagernd, aber zugleich zu versprechen, wir konkurrieren seriös mit der SPD, wir bekommen noch mehr Arbeitslose von der Straße, unsere Filteranlagen sind besser und konsequenter, uns schreckt der Kostenfaktor nicht, unsere Finanzierungsmodelle sind nicht so sehr gegen die sozial Schwachen gerichtet wie die der SPD, aber wir sind doch, wenn wir nur regieren dürften, mit unserem Konzept Garanten für Annäherung an die Vollbeschäftigung, umweltpolitische Vernunft, Sozialpolitik, die auf die Schwächsten Rücksicht nimmt...

**KONKRET:** Also Karl Schillers magisches Dreieck auf Ökologisch.

**Ebermann:** Das ist eine zu böse Zusammenfassung und damit auch eine unrichtige. Aber diesen Traum gibt es, und man muß dafür insofern Verständnis haben, als es ungeheuer populär ist, auf Veranstaltungen mal nachzuweisen, wie es anders ginge. Denn in diesem Nachweis liegt ja was Attraktives. Den Leuten zu sagen: Glaubt doch nicht, daß in einem reichen Land die materiellen Ressourcen zu knapp sind, um jedem Arbeitslosen, jedem, ob er es freiwillig ist oder unfreiwillig, 1.200 Mark auszuzahlen – wir müßten nur die und die ein bißchen schröpfen. Oder: Glaubt nicht, daß die Lichter ausgingen, wenn man die AKWs abschaltete – wir müßten nur die und die Maßnahmen ergreifen. Glaubt nicht, daß dieser hohe Sockel von Arbeitslosigkeit bestehen muß – die gesellschaftlich notwendigen Aufgaben liegen auf der Hand und die notwendigen Mittel gibt es auch. Diese Bilder zu benutzen ist legitim, sie sind eine gute Konkretisierung von Politik. Ambivalent wird es, wenn man damit gewollt oder ungewollt den Gedanken rüberbringt, wir könnten weiterleben wie bisher; sorgt mal für ne Regierung der ökologischen und sozialen Vernunft – die macht das dann für euch. Denn daß das Prozesse sind, die von gewaltigen Bewegungen getragen sein müßten, von sehr kämpferischen Bewegungen getragen sein müßten – das zu verschweigen, ist eine Verlockung. Du darfst dann nicht zuviel reden über Veränderung der Weltwirtschaftsordnung, denn da könnte es dann irgendwie rauskommen, daß unsere Utopien sehr viel zu tun haben mit Veränderung konsumptiver Gewohnheiten, mit weniger Exportchancen, mit Wirrnissen...

**KONKRET:** Viele Grüne, und erst recht die Sozialdemokraten, planen den ökologischen Umbau mit den Mitteln »unseres« Reichtums, den »unsere« Exportwirtschaft in aller Welt zusammenraubt.

**Ebermann:** Jedenfalls ist die Verlockung groß, das so zu machen. Und erst recht ist die Verlockung groß, zu verschweigen, daß es beim Versuch, diese Programme zu verwirklichen, Kampf geben wird. Natürlich muß man diese lächerlichen Kapitalfluchtphantasien von Christdemokraten denunzieren, wonach das rot-grüne Hessen Industrie vertrieben habe. Aber andererseits sagt der Glotz: »Ich rate der Linken, die Finger von der Eigentumsfrage zu lassen, weil sonst die Reaktion das Land mit Blut überzieht«. **KONKRET:** Eine klare Auskunft.

**Ebermann:** Das ist eine ganz klare Auskunft, wem er zutraut, das staatliche Gewaltmonopol nur solange zu akzeptieren, wie es der entsprechenden Gruppierung dient.

**KONKRET:** Und eine klare Auskunft über die Grenzen sozialdemokratischen Veränderungswillens.

**Ebermann:** Es ist immer eine große Versuchung, im Konzept nicht mitzureferieren, daß es Gegenmaßnahmen geben wird. Daß jedes traumhaft schön regierte Hamburg oder Schleswig-Holstein – von einer Super-Sozialdemokratie und Klasse-Grünen regiert – bei der Gegenseite, bei der Industrie, den Gedanken auslösen wird, wie man diese Regierungen bestrafen kann; wie man den Menschen ganz materiell die Botschaft vermitteln kann: Lohnt es sich, dort zu leben, wo die dran sind? Lohnt es sich wirklich, die zu wählen? Du kannst eben immer nur soviel machen, wie eine Bewegung trägt.

Konkret 03/87, S. 24

**Otto Köhler**

# Geschichte wird hingemacht. Zack. Zack.

**Der Historiker Ernst Nolte biegt die Geschichte hin, wie sie die Wende-Republik gerade braucht. Er läßt nichts aus. Kurz vor der Bundestagswahl hatte er die Möglichkeit, Offiziere in Bremen zu instruieren. KONKRET-Autor Otto Köhler war als aufmerksamer Lauscher mit dabei.**

Drei Tage vor der Wahl: Der Kanzler hat gesagt, daß Gorbatschow Goebbels ist und Himmlers Konzentrationslager heute von Honecker betrieben werden, und ich sitze in der Kaserne, um mich vor meinem Urnengang von einem berühmten Historiker staatsbürgerlich aufklären zu lassen. Der genius loci ist diesem Unternehmen günstig. Wir sind in Bremen-Schönbeck, in der Rolandskaserne, die ihren Namen nach einer der tollsten Geschichtsfälschungen trägt: Roland – in Bremen auch Wahrzeichen für Handelsprivilegien – war der starke, tapfere, fromme Held und Neffe Karls des Großen, der auf der Pyrenäenhalbinsel bei der Verteidigung des christlichen Abendlandes gegen die Heiden von seinem Stiefvater, dem verräterischen Ganelon, in einen Hinterhalt gelockt und von der Übermacht der sarazenischen Kanaker in einem mittelalterlichen Stalingrad erschlagen wurde. So haben wirs gelernt. Die Historie, wie sie wirklich gewesen ist, weicht von diesem Heldenlied ab: Hroudlandus, Führer eines Einsatzkommandos des Sachsenschlächters Karl, wird bei einer seiner Säuberungsaktionen gegen baskische Partisanen im Jahr 778 von eben diesen im Ronceval-Tal erschlagen.

Jetzt sitze ich in der Hroudlandus-Kaserne, im truppenwappengeschmückten Hörsaal der Schule der Technischen Truppe 2. Für Offiziere ist Anwesenheitspflicht ausgerufen. Zivilisten sind zugelassen. Es spricht Ernst Nolte. »Haben Sie das Geschmiere heute früh in den Zeitungen gelesen«, fragte ein energischer älterer Herr ohne Uniform den Einlaßoffizier an der Saaltür. Der winkte nur müde ab. Man weiß ja, was die Presse heute alles darf. Der »Weserkurier« hatte über Proteste Bremer Historiker gegen den Auftritt Noltes berichtet.

Der Offizier vom Vortragsdienst wünscht nachträglich Gesundheit, Zufriedenheit und Freiheit zum Neuen Jahr und bittet Nolte gehorsamst um Auskunft über den Sinn der Geschichte: Soll sie mehr der Orientierung dienen oder eher Gewohntes in Frage stellen?

Nolte versteht das völlig richtig als Aufforderung, seinen Entsorgungs-Vortrag zu wiederholen, den er angeblich bei den Römerberggesprächen in Frankfurt nicht halten durfte und der im Juni leicht gekürzt in der »Frankfurter Allgemeinen« unter dem Titel »Vergangenheit, die nicht vergehen will« veröffentlicht wurde. Die Fünfhundert im Saal – zum größeren Teil mit Offizierszeug uniformiert – hören bis zum ehrlichen Beifall am Ende mucksmäuschenstill zu, als Nolte zum Einpauken repetiert, was man schon seit Monaten schwarz auf weiß nach Hause tragen kann.

Repetitorien haben auch eine gute Seite. Jetzt erst, bei der wiederholten Aufnahme von Noltes Thesen über die Kollektivunschuld alles deutschen Wesens, fällt auf, daß der Professor mit dem fest eingebauten und immer wieder betonten wissenschaftlichen Ethos seine Weisheit gewissenhaft, aber ohne Quellenangabe aus einer Propagandaschrift schöpft, die der Deutsche Industrie-Verlag in Köln schon vor zwei Jahrzehnten unter dem Verfassernamen »Hans-Eckhardt Kannapin« veröffentlicht hatte. In »Wirtschaft unter Zwang« – so der Titel des Aufklärungswerkes – haben tüchtige PR-Leute der deutschen Industrie 1966 das vorweggenommen, was Nolte heute neu verkündigt.

Damit soll Nolte nicht jegliche eigenständige Leistung abgesprochen werden. Manches hat er verfeinert. »Die 'Rattenzellen' in der Lubjanka unterschieden sich in keiner Weise von den Bunkerzellen der KZs und Gefängnissen des Dritten Reiches.« So formuliert es 1966 das Buch der Industrie. Nolte erweitert das jetzt zu einer umfänglichen Erzählung, er weist nach, daß Hitler sich in den Lagebesprechungen Sorgen um die von den Sowjets gefangenen deutschen Offiziere machte, die alles unterschreiben würden, wenn sie in Moskau in den »Rattenkäfig« kämen. Unter Verweis auf Orwells vier Jahre nach Hitlers Tod geschriebenen Roman »1984« (»Man bringt einen Käfig vor seinen Kopf, in dem eine vor Hunger halb irrsinnig gewordene Ratte sitzt. Der Vernehmungsbeamte droht, den Verschluß zu öffnen...«) und »zahlreiche Stellen der antibolschewistischen Literatur« kommt Nolte zu dem Ergebnis, daß Hitler durch die solchermaßen verbreitete Rattenkäfigvorstellung psychisch ganz einfach gezwungen war, das zu tun, was er in dieser Literatur gelesen hatte: »Massendeportationen und -erschießungen, Folterungen, Todeslager, Ausrottungen ganzer Gruppen«.

So kommt Nolte mit Hilfe von »1984« und anderer Belletristik zu dem logischen Schluß: »Sind Hitlers geheimste Handlungen nicht gerade auch dadurch zu erklären, daß er den 'Rattenkäfig' nicht vergessen hatte?« Und – dieser Nolte-Satz schließt auch in der Kaserne daran unmittelbar an: »Rührte Auschwitz vielleicht in seinen Ursprüngen aus einer Vergangenheit her, die nicht vergehen wollte?«

Keinen unter den Offizieren regt es auf, daß der Massenmord an Millionen Menschen schlicht auf Hitlers schlechte Lektüre zurückgeführt wird. Eine brauchbare Truppe.

Das Industrie-Werk »Wirtschaft unter Zwang« hatte von den sowjetischen Zwangsarbeitslagern gesprochen, »die sich die Nationalsozialisten für ihre eigenen Maßnahmen zum Vorbild nahmen.« Und hatte noch entlastend hinzugefügt: »Selbst die

physische und psychische Vernichtung des Judentums fand im Zeitalter der Diktaturen unter der Herrschaft Stalins ihren Ausgangspunkt.« Ob es unter Hitler wirklich so schlimm kam, erschien der Industrie-Schrift zweifelhaft: »Über Auschwitz und seine Vernichtungslager ist nach 1945 viel geschrieben, aber auch zusammengelogen worden.« Und sie beklagte, »daß das alttestamentarische« - so umschrieb man 1966 den klaren Ausdruck jüdisch – »Recht auf Rache noch immer düstere Gültigkeit besaß.«

Nolte formuliert heute diesen Gedanken um: »Die sogenannte Vernichtung der Juden«, schrieb er in einem Aufsatz, »während des Dritten Reiches war eine Reaktion oder eine verzerrte Kopie, aber nicht ein erstmaliger Vorgang oder ein Original.« Und hier vor der Bundeswehr wiederholt er seine Klage über »Interessen der Verfolgten und ihrer Nachfahren an einem permanenten Status des Herausgehoben- und Privilegiertseins«. Er erklärt – das ist neu gegenüber der Industrie-Schrift, aber ganz in ihrem Geiste: die »der 'Endlösung' gewidmete Aufmerksamkeit« lenke ab »von entscheidenden Fragen der Gegenwart – etwa denjenigen des Seinscharakters von 'ungeborenem Leben' « – ein Argument, das erst hier in der Kaserne seine volle Stringenz entfaltete: Auf Millionen toter Juden kann die Bundeswehr verzichten, ohne Nachschub aus deutschen Wiegen aber wird sie kampfunfähig.

Hier vor der Bundeswehr sprach Nolte auch einen Satz aus, den er in seiner gedruckten Fassung für die »Frankfurter Allgemeine« gestrichen hatte: »In Wahrheit haben nicht die Deutschen gehandelt, sondern das Subjekt war eine Partei, der man sich anschließen konnte oder auch nicht, und zu dieser Partei gab es Entsprechungen in vielen Ländern Europas.« An den Taten waren die Deutschen nicht mitschuldig, ungerechterweise aber haben sie, sagt Nolte, »die Folgen mitzutragen.«

Genau genommen, das macht der Professor den sehr interessierten Offizieren in Ergänzung seines FAZ-Aufsatzes klar, war – abgesehen von den Bolschewisten, die Hitlers Trauma ausgelöst hatten – keiner an Auschwitz so richtig schuld: »Die einfache Frage wird absichtsvoll verdrängt, ob nicht unter ganz bestimmten Umständen in der arbeitsteiligen modernen Gesellschaft ein einzelner tatsächlich so viel Macht gewinnen kann, daß er imstande ist, alle Angehörigen seines Staates einschließlich der Unterführer zu zwingen, etwas zu tun, was sie nicht wollen, aber auch nicht mit Entschiedenheit nicht wollen.« Und außerdem – da sind wir wieder am Feind, innen wie außen: »Die Frage nach Mitschuld und Mitverantwortung von Gegnern des Nationalsozialismus wird nicht zugelassen oder durch den Vorwurf der Aufrechnung ausgeschaltet« – da war doch schließlich noch Dresden.

Überhaupt das Gerede vom Antisemitismus. Nolte wiederholt vor der Offizierstruppe seinen sanften Vorwurf gegen den CSU-Antisemiten (»aufgebauscht«) Hermann Fellner, er sei »voreilig« gewesen, »möglicherweise« aber, fügt er hier hinzu, »wohlmeinend«. Er meint den Fellner-Satz, daß »die Juden sich schnell zu Wort melden, wenn irgendwo in deutschen Kassen Geld klimpert.«

Und dann setzt er den Militärs auseinander, das »Schlagwort Antisemitismus« berücksichtige die »Tatsache« nicht, daß es im 18. und 19. Jahrhundert einen »aufklärerischen Antisemitismus« gegeben habe und »daß in der Gegenwart unter bestimmten Umständen dem demokratischen Gedanken immer auch dann Antisemitismus innewohnt, wenn er in erster Linie auf Proportionalität ausgerichtet ist.«

Was er meint, ist unklar, aber es klingt für die ebenfalls wohlmeinenden Zuhörer sehr befriedigend. Am Ende von Noltes – für die Bundeswehr reich ergänzter – Reprise des ungehaltenen Römerbergvortrages gibt es viel Beifall und keinen Tadel. Kritische Fragen kommen nur von Zivilisten. Die Truppe steht geschlossen hinter Nolte.

Ein besonders eifriger Offizier fragt, ob man denn bei einem weiterem Anwachsen der linksintellektuellen Schicht eines Tages damit rechnen müsse, daß auch er, Jahrgang 35, noch seine Schuldzuweisung bekomme, weil er unter dem Nationalsozialismus eingeschult worden sei und das Deutschlandlied gesungen habe. Nolte nimmt den Dummkopf ernst: »Sie sehen das ganz richtig! Daß manche Leute aus der kollektiven Schuldzuweisung heraus noch ganz andere Dinge tun werden, das ist zu vermuten.« Zuvor hatte er schon von einer »Schuld der Schuldthese« gesprochen, nämlich: »Es gibt sie heute in der Form des Antisemitismus, des echten oder des erfundenen, nicht mehr, wohl aber in jenem kaum verhüllten Wunsch, die deutsche Elite möchte 1945 beseitigt worden sein, der auch in Habermas' Aufsatz anklingt und auch bei einigen seiner Freunde in grobschlächtiger Form erkennbar wird.«

Dies ist, wie immer bei Nolte, kompliziert formuliert, wurde aber beklatscht, denn in verständlichem Kasinodeutsch heißt das: Wir hatten noch nie etwas gegen die Juden, wir haben ihnen nicht mal ihren Auschwitz-Schwindel übel genommen, aber der Habermas und seine ganze Judensippschaft hätten uns 1945 am liebsten umgelegt.

Dann fragt noch einer nach Norbert Blüms Ex-Wort, daß die Soldaten an der Front in Stalingrad die Fortexistenz von Auschwitz verteidigt hätten. Nolte: Nein, die Soldaten hätten jedenfalls auch »Frau und Kind« verteidigt. In Stalingrad! Er rechnet auf: Es sei falsch zu übersehen, daß die russischen Soldaten auch Dinge verteidigt hätten, die sicherlich nicht so Entsetzen erregend waren wie Auschwitz, die aber »im nationalsozialistischen Deutschland unvorstellbar gewesen« seien.

Und er rechnet ab – mit den Vertretern einer »bestimmten Tendenz der Zeitgeschichtsschreibung«, die »größten Wert« darauf lege, einen Kontakt zwischen Einsatzgruppen und Wehrmacht nachzuweisen. Das war eine klare, hier vor den

Nachfolgern der Wehrmacht in der Roland-Kaserne besonders wichtig, Kampfansage gegen die Spezialisten des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes in Freiburg und gegen den ehemaligen konservativen Chef des Instituts für Zeitgeschichte, Helmut Krausnick, sowie dessen Mitarbeiter Hans-Heinrich Wilhelm und Christian Streit, die in ihren Veröffentlichungen nachgewiesen hatten, wie eng und vertrauensvoll die Wehrmacht mit den Mordkommandos der SS zusammenarbeitete, die systematisch hinter der Front jüdische Männer, Frauen und Kinder umbrachten.

Für Nolte aber ist dieses Abschlachten der an Kampfhandlungen unbeteiligten Zivilbevölkerung lediglich »ein völkerrechtlich nicht zu rechtfertigendes Vorgehen gehen Partisanen«. So übernimmt er die Sprachregelung der Mordkommandos, und keiner dieser uniformierten Bundeswehr-Helden hier im Saal der Roland-Kaserne widerspricht.

Wenige Stunden vor seinem Kasernenauftritt in Bremen hatte Nolte in einer Fernsehaufnahme in Hamburg um Verständnis für die Wehrmachtsgenerale Erich von Manstein und Walther Reichenau gebeten. Verständnis für Reichenau, der seine tatkräftige Unterstützung der Mordkommandos auch noch durch einen Befehl an die Truppe unterstrich (»Das wesentlichste Ziel des Feldzuges... Ausrottung des asiatischen Einflusses im europäischen Kulturkreis... muß der Soldat für die Notwendigkeit der harten, aber gerechten Sühne am jüdischen Untermenschen volles Verständnis haben... erbarmungslose Ausrottung artfremder Heimtücke... das deutsche Volk von der asiatisch-jüdischen Gefahr ein für allemal zu befreien.«). Und Verständnis für Manstein, der diesen Reichenau-Befehl für seine Truppe übernahm und ergänzte (»Das jüdisch-bolschewistische System muß ein für allemal ausgerottet werden. Für die Notwendigkeit der harten Sühne am Judentum, dem geistigen Träger des bolschewistischen Terrors, muß der Soldat Verständnis aufbringen.«). Und aus dessen Machtbereich Truppenbefehle wie dieser selbstverständlich waren: »Die Liquidation der Juden wird wegen der Ernährungslage der Stadt beschleunigt durchgeführt werden.«

Das alles ist nachzulesen bei einem der Zeitgeschichtsforscher, die Nolte hier vor der Bundeswehr so heftig bekämpft, bei Christian Streit (»Keine Kameraden«, Deutsche Verlagsanstalt, 1978). Und dort findet sich auch Antwort auf die rhetorische Frage, die Nolte auch hier vor der Bundeswehr als »zulässig, ja unvermeidbar« wiederholt: »Vollbrachten die Nationalsozialisten, vollbrachte Hitler eine 'asiatische' Tat vielleicht nur deshalb, weil sie sich und ihresgleichen als potentielle und wirkliche Opfer einer 'asiatischen' Tat betrachteten? War nicht der 'Archipel Gulag' ursprünglicher als Auschwitz? War nicht der 'Klassenmord' der Bolschewiki das logische und faktische Prius des 'Rassenmordes' der Nationalsozialisten?«

Gut, fragen wir, was war ursprünglicher als das Massenvernichtungslager Auschwitz? Was war sein logisches und faktisches Prius?

Auschwitz war – das gesteht unbeabsichtigt auch Noltes heimliche Industriequelle »Wirtschaft unter Zwang« ein – »zunächst nur ein kleines Lager mit deutschen Häftlingen, die wegen krimineller Delikte in das KZ eingeliefert waren.«

Warum wurde das KZ Auschwitz größer und immer größer bis es Massenvernichtungskapazitäten erreicht hatte? Weil – das ist das faktische Prius – die IG-Farben in Auschwitz (KONKRET 11/86) eine gewaltige Buna-Fabrik als »festen Eckpfeiler für ein gesundes Deutschtum im Osten« errichtete, dazu Zwangsarbeiter brauchte und bei Himmler anforderte. Die Massenvernichtung in Auschwitz setzte erst danach ein, in Arbeitsteilung zwischen SS und IG. Die Arbeitsfähigen werden zur »Vernichtung durch Arbeit« an die IG überstellt und die Arbeitsunfähigen müssen sofort ins Gas - Zyclon B. hergestellt von der IG-Tochter Degesch, die heute noch in Frankfurt fortbesteht und deren damaliges wohlinformiertes Aufsichtsratsmitglied Carl Wurster nach dem Krieg Vorstands-, später Aufsichtsratsvorsitzender der BASF wurde und Träger des Schillerpreises der Stadt Mannheim für »besondere oder noch zu erwartende kulturelle Leistungen«. Das, Ernst Nolte, ist die »Vergangenheit, die nicht vergehen will«.

Man kann es bei Christian Streit 1978 nachlesen: »Diese Pläne zur prinzipiellen Veränderung der wirtschaftlichen Funktion der Konzentrationslager, die, soweit erkennbar, an der Jahreswende 1940/41 kurzfristig und möglicherweise im engsten Zusammenhang mit dem IG-Farben-Projekt entstanden, bedeuteten zugleich eine prinzipielle Veränderung der Konzentrationslager. Nun erst entstanden jene Riesenkomplexe, in denen die Häftlinge nicht mehr nach Tausenden, sondern Zehn- und Hunderttausenden zählen sollten.«

Zu Zehn- und Hunderttausenden? Woran erinnert das? Wir erinnern uns nicht. Wir haben 1983 sein Jahr gefeiert und nicht zur Kenntnis genommen, daß unser Sprachschöpfer im eigenen Land das logische Prius für Auschwitz lieferte, das Nolte in der Ferne sucht. Martin Luther in seinen »Tischreden« über die Juden: »Wenn sie auch so greulich gestraft würden, daß die Gassen voll Bluts rönnen, daß man ihre Toten nicht mit hunderttausend, sondern mit zehnhunderttausend rechnen und zählen müßte. Man soll erstens ihre Synagogen verbrennen und dem Erdboden gleichmachen, zweitens ihre Häuser zerstören und sie wie die Zigeuner unter Dächer und Ställe tun. Damit wir Deutschen in geschichtlicher Begründung auch wissen möchten, was ein Jude sei, unser Christentum vor ihnen als dem Teufel selbst zu warnen.«

Am Ende von Noltes Kasernenabend erläutert der Offizier vom Vortragsdienst, was Pluralismus beim Militär ist: »Wir haben in den letzten Stunden einen Historiker erlebt, der unsere jüngste Vergangenheit erforschte, die Ursachen und die

Wirkungen aufzeigte, und Sie, Herr Professor, entsprechen dabei unserem Pluralismus, der auch in der Wissenschaft unverzichtbar ist.«

Konkret 03/87, S. 28

**Konrad Ege**

# SplishSplashKlirrKnackSplitterFetzundYeeeaaah - Der FBI is every where

**In der Amtszeit Ronald Reagans hat sich in den USA die Repression gegen alles, was die Reagan-Administration für schädlich hält, in einem Maße intensiviert, daß McCarthy seine Freude hätte. Die staatliche Anti-Pornographie-Kampagne ist nur ein kleiner Teil dieser Repression.**

Lieblingsfrage bundesdeutscher Polit-Touristen in den USA: Warum gibt es bei Euch denn keine wirkliche Linke? Wieso macht denn niemand etwas gegen Reagan? Jaaa. . . gängige Erklärungen gibts mehrere: Die US-Bürger sind vom Wohlstand und Erfolg ihres Wirtschaftssystem aufgekauft worden und glauben an ihre Coca-Cola-Kultur und ihr »demokratisches politisches System«. Oder: Wenn man in den USA »im System« arbeitet, kann man wie in keinem anderen Land von einer Klasse in die andere aufsteigen und reich werden. Oder: Die Amerikaner sind ein individualistisches Volk, das staatliche Eingriffe in die Wirtschaft und »Kollektivismus« verabscheut. Sozialdemokratie hat da keinen Platz. Sozialismus schon gar nicht.

Diese Erklärungen, von bürgerlichen Historikern ebenso wie von vielen frustrierten Linken verbreitet, sind richtig. Aber da ist noch mehr – etwas, was von den Historikern verschwiegen wird, weil es nicht in das offizielle Amerika-Bild paßt, und von vielen Linken vergessen wird: Ein Hauptgrund für die heutige Schwäche fortschrittlicher Bewegungen ist die Repression der US-Regierung. Sie hat noch jede radikale Bewegung und Gewerkschaft dezimiert oder ganz zerstört, sei es, als Anfang des Jahrhunderts die Sozialistische Partei zerschlagen, die Führung der radikalen Gewerkschaftsbewegung »Industrial Workers of the World« eingesperrt und tausende von Linken deportiert wurden, sei es, als das ganze Land nach dem Zweiten Weltkrieg von Kommunisten »gesäubert« wurde, sei es, als die Führer der Black Panthers in den sechziger Jahren niedergeschossen wurden, oder sei es, als in den sechziger und Anfang da siebziger Jahre tausende von Polizeispitzeln die Anti-Vietnam-Kriegsbewegung infiltrierten, FBI-Beamte in Büros einbrachen, Telefone abhörten und Provokateure in legalen Organisationen Unruhe stifteten.

Reagan hat diese Tradition der Repression wiederbelebt, nachdem man sich noch vor zehn Jahren in den Medien und im Kongress über die Untaten der Geheimdienste während der sechziger Jahre entsetzt hatte. Eine 1975 eingesetzte Regierungskommission, der der ehemalige Gouverneur Kaliforniens, Ronald Reagan, angehörte, überprüfte damals die Arbeit des CIA in den USA und kritisierte CIA-Spionageoperationen gegen Oppositionsbewegungen als ungesetzlich. In den achtziger Jahren sitzt der ehemalige Gouverneur im Weißen Haus und unterschreibt Erlasse, die in den neunziger Jahren eine Kommission zur Untersuchung illegaler Operationen der Geheimdienste in Reagans Amtszeit unnötig machen wird. Die Untaten sind jetzt legal.

Oppositionsgruppen bekommen das zu spüren. Zum Beispiel in Arizona. Dort infiltrierten zwei Geheimagenten 1984 als »Freiwillige« vier Kirchen, die Teil der Sanctuary-Bewegung sind. (Die über 300 Sanctuary-Synagogen und Kirchen unterstützen illegal eingewanderte Flüchtlinge aus El Salvador und Guatemala.) Die zwei Agenten »halfen« beim Transport der Flüchtlinge, besuchten Gottesdienste und Bibelstudiengruppen, ausgerüstet mit versteckten Kassettenrekordern: Im Frühjahr 1986 wurden durch die Aussagen der Kirchenspione acht Sanctuary-Mitarbeiter auf Bewährung zu Gefängnisstrafen verurteilt. Als die Kirchen die Einwanderungsbehörde wegen »Verletzung der vafassungsmässig garantierten Religionsfreiheit« verklagten, wies der zuständige Richter die Klage ab: Regierungsorgane könnten für Vergehen »im Dienst« nicht belangt werden, urteilte der Richter im Oktober 1986. Auch die Sanctuary-Büros, in die in letzter Zeit eingebrochen wurde, können wohl nicht hoffen, daß die Täter gefaßt werden. Ein knappes Dutzend Einbrüche sind es inzwischen. Und gefehlt hat meist nichts. Nur die Akten waren durchgesehen worden.

An der Arbeit der Zentralamerika-Solidaritätsgruppen scheint die Regierung besonders interessiert zu sein. Das FBI überprüft das nationale El-Salvador-Solidaritätskomitee unter der Rubrik »Konterterrorismus«. Von Anchorage bis Tampa statten FBI-Beamte Aktivisten Besuche ab, erkundigen sich nach ihren politischen Meinungen oder erzählen den Nachbarn, daß ihr Bekannter mit »Terroristen« arbeite. Ein Washingtoner Aktivist wurde an der Grenze nach Kanada zwei Stunden von den kanadischen Zöllnern verhört und gefragt, ob er denn wisse, daß das FBI eine »dicke Akte« über ihn habe. Auch mit der Post haben manche Solidaritätsgruppen Schwierigkeiten. Briefe kommen zu spät an oder sind geöffnet worden. Ein Journalist der religiösen Zeitschrift »Sojourners«, die die Solidaritätsbewegung unterstützt, überraschte jüngst um sechs Uhr in der Frühe vier Männer in Anzügen mit einer Kamera vor dem Washingtoner Büro der Zeitschrift. Sie flohen in einem dem für elektronische Spionage zuständigen Geheimdienst National Security Agency zugeteilten Auto.

In Montana infiltrierte das Sheriffsbüro eine Friedensgruppe, in Georgia nahm ein Agent an einer Demonstration gegen die Todesstrafe teil. In Miami infiltrierte ein Polizeispitzel die lokale Freeze Gruppe. Und so weiter und so fort.

Einen vollständigen nationalen Überblick über die Überwachung und Infiltrierung von Oppositionsgruppen kann man wegen der geheimen Natur der geheimdienstlichen Aktivitäten freilich nicht bekommen. Wenn ein solcher Überblick überhaupt jemals möglich sein wird, dann erst in zehn oder zwanzig Jahren, wenn die Regierungsbehörden unter dem

»Freedom of Information Act« (FOIA) einen Teil ihrer Geheimdokumente freigeben müssen – sollte es den von Reagan geschwächten FOIA dann noch geben.

Die etwa 2.000 Mitglieder starke trotzkistische Socialist Workers Party (SWP) beispielsweise findet erst jetzt heraus, daß ihre Befürchtungen in den sechziger Jahren über Infiltrierung keine überzogene Paranoia waren: zwischen 1958 und 1976 waren 300 SWP-Mitglieder bezahlte FBI-Agenten; 1,7 Millionen Dollar zahlte der Geheimdienst für 1.000 weitere Spitzel. Im gleichen Zeitraum brachen FBI-Männer 193 mal in Büros der SWP ein. Außerdem hatte der Geheimdienst 46 »Störungsoperationen« laufen, um »internes Mißtrauen und Auseinandersetzungen« in der Partei zu schaffen. Viele der vom FBI infiltrierten Organisationen der Anti-Vietnamkriegsbewegung und der Bürgerrechtsbewegung, einschließlich der SWP, sind heute bestenfalls zu kleinen Splittergruppen verkümmert. Bürgerliche Historiker ziehen daraus gerne die Schlußfolgerung, daß die US-Bevölkerung keine linke Bewegung will.

Der neue Aktivismus des FBI und des CIA gegen Oppositionsbewegungen wurde von Reagan noch im Jahr seines Amtsantritts angekurbelt, als er die »Executive Order 12333« unterzeichnete, die dem FBI weiten Spielraum bei der Bespitzelung von Oppositionsgruppen gibt und den für das Ausland zuständigen CIA zum ersten Mal befugt, auch im Inland gegen US-Bürger zu spionieren. Im März 1983 verabschiedete das Justizministerium zudem Richtlinien, die das FBI autorisierten, grundsätzlich gegen Gruppen vorzugehen, die »kriminelle Aktionen« verbal befürworteten. Diese Richtlinien geben dem Geheimdienst einen Freibrief für die Infiltrierung beinahe einer jeden Friedensgruppe. Befürwortung »krimineller Aktionen« ist auch schon eine Aufforderung zum Sit-In im Büro einer Abgeordneten, die für Contra-Hilfe gestimmt hat.

Auch die Telefonabhörer machen wieder Überstunden, obwohl der Kongress unter Jimmy Carter aus Besorgnis über das weitverbreitete Abhören von Telefonen in den sechziger Jahren ein Sondergericht geschaffen hatte, das über jeden »Abhörungsantrag« der Regierungsbehörden entscheiden muß. Für die Geheimdienste funktioniert das Gericht hervorragend: Von den über 3200 Anträgen seit 1979, Telefone auf Verdacht des »Terrorismus« und der »Spionage« abhören zu lassen, hat das Gericht nicht einen einzigen abgelehnt.

Im Zuge der Terrorismus- und Spionagebekämpfung probiert die Regierung auch andere polizeistaatliche Maßnahmen aus. Einen Spion unter jedem Schreibtisch schien der Präsident zu befürchten, als er im November 1985 einen Befehl unterzeichnete, nach dem sich Regierungsangestellte mit Zugang zu Geheimakten, auch ohne eines Verbrechens verdächtig zu sein, als mögliche Spione einem Lügendetektor unterziehen müssen. Ein Gericht in Baltimore verurteilte im November 1985 einen Angestellten der US-Marine als Spion, weil er einer Londoner Militärzeitschrift geheime Satellitenbilder gegeben hatte. CIA-Direktor William Casey ließ daraufhin die Medien wissen, in Zukunft würden auch Journalisten für das Veröffentlichen von Regierungsgeheimnissen als Spione belangt. Caseys Drohungen, gemischt mit Appellen an den Patriotismus der Verleger, hat Erfolg, auch ohne daß Journalisten verhaftet werden. Der Chefredakteur der »Washington Post« erklärte im Juni 1986, seine Zeitung habe während des ersten Halbjahres »über ein Dutzend Artikel« aus nationalen Sicherheitsgründen nicht gedruckt.

Dabei existiert die amtlich verkündete Spionage-Epidemie nicht. Daß unter Reagan 35 mutmaßliche Spione vor Gericht gestellt wurden, liegt allein daran, daß er die Spielregeln für Spionage geändert hat. Während in den sechziger und siebziger Jahren aus Rücksicht auf die US-sowjetischen Beziehungen kaum ein mutmaßlicher Spion vor Gericht gestellt wurde, sind unter Reagan die Beziehungen so schlecht, daß ein paar Gerichtsverhandlungen keinen Unterschied machen.

Eine ähnliche Nicht-Epidemie ist die Terrorismusepidemie. Reagan warnt vor zunehmender Terrorismusgefahr; dem Terrorismus-Jahresbericht des FBI zufolge geht die Zahl der »terroristischen Anschläge« in den USA jedoch seit 1982 rapide zurück: 1982 waren es 51, 1983 noch 31, 1984 gerade 13 und 1986 ganze fünf, vier davon verübt von rechtsextremem Gruppen.

Neben den Solidaritätsorganisationen sind besonders militante schwarze Gruppen von der Jagd nach imaginären Terroristen betroffen. Eine im Oktober 1984 legalisierte Vorbeugehaft (»preventive detention«), das Einsetzen anonymer Geschworenengerichte, stammheimähnliche Gerichtssäle und hohe Gefängnisstrafen sind die Kennzeichen der in den letzen Jahren durchgeführten Verhandlungen gegen »Terroristen«. Im Mai 1986 wurden beispielsweise sieben Männer und Frauen in Ohio zu Gefängnisstrafen zwischen 15 und 53 Jahren verurteilt, weil sie angeblich zehn Bombenanschläge gegen Firmen mit Südafrika-Niederlassungen ausgeführt hatten. Rechte Terroristen wie die Rambo-Christen, die Abtreibungskliniken bombardieren, kommen da mit viel niedrigeren Strafen weg. Mitglieder der rechtsextremen »Jüdischen Verteidigungsliga« wurden für Bombenanschläge auf diplomatische Einrichtungen Ägyptens zu 21 Monaten verurteilt.

Um die Macht des Staates auszubauen, hat sich die Reagan-Administration auch erfolgreich bemüht, den Eindruck zu vermitteln, als reagiere sie mit ihren repressiven Maßnahmen auf den Wunsch des Volkes. Und am besten läßt sich diese Strategie anscheinend durchsetzen, wenn die Macht der Polizei auf einem »unpolitischen« Gebiet ausgedehnt wird: Sex und Drogen. Im Zuge des von Nancy Reagan angeführten »Krieges gegen Drogen« sind die Rechte Angeklagter

beschnitten worden – nach dem Motto des Justizministers Ed Meese, der kürzlich zum besten gab, Verhaftete seien nicht unschuldig, sonst wären sie nämlich nicht verhaftet worden. Um ihre Unschuld, d.h. ihren Nicht-Drogen-Konsum nachzuweisen, urinieren US-Bürger jetzt zu zehntausenden in Laborgläser ihrer Arbeitgeber und des Militärs. Selbst der Mann im Weißen Haus hat seinen Urin auf Drogenrestbestände untersuchen lassen, um der Nation ein Beispiel zu geben. Die Urinflasche von heute als Beweis der moralischen Sauberkeit ist die antikommunistische Loyalitätserklärung der McCarthy-Zeit. Hat sich das Volk an die Urinflaschen und an die Notwendigkeit von Unschuldsbeweisen bei Verdacht auf Drogenmißbrauch gewöhnt, wird es sich auch an die Loyalitätserklärungen wieder gewöhnen können.

Im Krieg gegen Drogen darf seit 1981 auch das Militär in den USA eingesetzt werden. Die ganze Nation wird dazu ermuntert, Spitzeldienste zu verrichten. Als ein Kind im letzten Sommer zur Polizei ging und seine Eltern als Drogenkonsumenten benannte, erntete es Lob von der First Lady.

Dabei ist die Drogenepidemie am Abklingen. Daten des Nationalen Instituts für Drogenmißbrauch zufolge geht der Konsum von Kokain, das Heroin der Regierung zufolge als die gefährlichste Droge ersetzt hat, unter jugendlichen und jungen Erwachsenen schon seit vier Jahren zurück. Die Zahl aller regelmäßigen Kokainbenutzer (fünf Millionen) ist der Drug Enforcement Agency zufolge in den letzen fünf Jahren nicht gestiegen. (Zum Vergleich: Die Zahl der Alkoholiker stieg im gleichen Zeitraum um vier Prozent auf zwölf Millionen an.)

Für die Sturmtruppen der Reagan-Revolution ist auch Sex und alles, was damit zu tun hat, eine Frage der Macht und Kontrolle. Für die Schließung der Abtreibungskliniken kämpfen Reagan und sein Justizministerium schon seit Amtsantritt. Manche seiner Fans nehmen ihn dabei wörtlich. 1984 wurden 18 Abtreibungskliniken bombardiert; in sechs wurde Feuer gelegt. Frauen, die während ihrer Schwangerschaft nicht gesund leben, kommen ins Gefängnis, wenn eine Staatsanwältin in San Diego ihren Willen hat: Dort mußte sich eine Frau vor Gericht verantworten, der vorgeworfen wurde, ihrem Fötus medizinische Hilfe verweigert zu haben. Der Staatsanwältin zufolge war der Fötus wegen Drogenmißbrauchs der »Täterin« gesundheitsgeschädigt. Auch Sexualverkehr wird in den USA von der Regierung reglementiert. In einem ursprünglich gegen Schwule gerichteten Urteil entschied der Oberste Gerichtshof im vergangenen Jahr, daß Gesetze in mehr als zwei Dutzend Bundesstaaten verfassungsmäßig seien, die oralen und analen Sex verbieten.

Das Justizministerium hat auch eine Porno-Epidemie entdeckt. Im Juli 1986 veröffentlichte es einen fast fünf Pfund schweren Bericht über Pornographie, in dem auf verstärkte Überwachung der Obszönitätsgesetze gedrängt und brave Bürger aufgefordert werden, vor ihrem Zeitungsstand zu demonstrieren, sollte dort »Penthouse« oder »Playboy« verkauft werden. Daß »Penthouse« und »Playboy« im Zuge der US-amerikanischen Antipornokampagne aus 6.000 Zeitschriftenläden herausgenommen wurden, kann Reagan nur recht sein: Die beiden Zeitschriften drucken nämlich nicht nur sexistische Sexphotos, sondern sind auch die einzigen Magazine mit Massenauflagen, die Reagans Innen- und Außenpolitik, die neue Rechte und Aufrüstung systematisch kritisieren und in denen lange Interviews mit Fidel Castro und der Sandinistenregierung gedruckt werden.

Reagans Gedanken-, Sex-, und Drogenpolizei mit der politischen Repressionswelle der fünfziger Jahre (»McCarthy-Periode«) zu vergleichen, ist noch verfrüht. Die Betonung liegt auf noch. Und sollte die Repressionswelle weiter eskalieren und den beabsichtigten Effekt haben, werden die bürgerlichen Historiker im nächsten Jahrhundert schreiben, die US-Bevölkerung habe in den achtziger Jahren mehrheitlich Zensurgesetze gewollt und den Krieg in Mittelamerika befürwortet.

Konkret 03/87, S. 32

**Leonard Peltier; Heinz Dietrich**

# Im Geiste von Crazy Horse

**Seit elf Jahren sitzt Leonard Peltier, Führer des American Indian Movement (AIM) im Gefängnis in St. Louis für ein Verbrechen, das er nicht begangen hat. Seine Schuld besteht darin, Indianer zu sein. Die Geschichte der USA gegenüber den Indianern ist die Geschichte von 371 gebrochenen Verträgen, eines gigantischen Landraubs und unzählbarer Massaker. Es ist aber auch die Geschichte des Widerstandes gegen diese Repression, die Geschichte der großen Indianerführer Sitting Bull, Crazy Horse und Geronimo. In ihrer Tradition steht Leonard Peltier. Mit ihm sprach für KONKRET HEINZ DIETRICH**

**KONKRET**: Leonard Peltier, seit wann sind Sie im Gefängnis?

**Peltier**: Am 6. Februar 1987 waren es elf Jahre. Ich habe zwei lebenslängliche Haftstrafen erhalten.

**KONKRET**: Sie sollen einen FBI-Agenten erschossen haben?

**Peltier**: Nein, ich bin unschuldig. Ich habe meine Unschuld von Anfang an beteuert und stehe dazu.

**KONKRET**: Wenn Sie den FBI-Agenten nicht erschossen haben, warum sind Sie dann seit elf Jahren inhaftiert?

**Peltier**: Das Amerikan Indian Movement (AIM) war und ist eine der Zielgruppen für das »Counterintelligence«-Programm des FBI. Wir verteidigen das Land, die Rechte und die Verträge der indianischen Bevölkerung. Wir wurden schnell populär und entwickelten uns in allen Reservaten. Auch weltweit erkannte man uns als Indianerorganisation an und daher mußte die US-Regierung uns zerstören. Zunächst begann sie, vielfältige Anklagen gegen die Führungsgruppen vorzubringen und dann konzentrierte sie sich auf die mittleren Führer der Bewegung. Ich war sehr bekannt in der Pine Ridge Reservation, in der Wounded Knee liegt, und genoß viel Unterstützung im gesamten Reservat. Das zeigte sich z.B. daran, daß nach meiner Verhaftung viele einflußreiche Persönlichkeiten aus der Indianerbevölkerung protestierten. Sie sagten: »Die Regierung denkt, sie könne Leonard Peltier einfach ins Gefängnis werfen. Offensichtlich weiß sie nicht, mit wem sie es zu tun hat.«

**KONKRET**: Sehen Sie eine Parallele zwischen ihnen und Malcolm X, Martin Luther King und Nelson Mandela?

**Peltier**: Gewiß. Man versuchte ebenfalls, ihre Bewegungen zu zerstören. Hier in den Vereinigten Staaten, beispielsweise, wollte man die Bewegung der schwarzen Bevölkerung zerschlagen. Sie gingen gegen die Führer vor und töteten selbst jene, die nicht so bekannt waren, aber die Unterstützung der Bevölkerung genossen. Einer von ihnen war Fred Hampton von den Black Panthers. Er wurde einfach exekutiert. Jahre später kamen die Beweise ans Licht, daß man ihn schlichtweg exekutiert hatte. Ja, es gibt schon eine starke Parallele zwischen ihrem Kampf und unserem.

**KONKRET**: 55 US-Abgeordnete, Mitglieder des kanadischen Parlaments und Amnesty International versuchen, eine Wiederaufnahme ihres Verfahrens durchzusetzen. Warum haben diese Bemühungen bis jetzt keinen Erfolg gehabt?

**Peltier**: Es ist schwer zu sagen, weshalb das so ist. Aber einer der Gründe ist sicher, daß irgendjemand für den Tod eines FBI-Agenten büßen muß. Zu jener Zeit war ich der letzte von einst vier Angeklagten, dem der Prozeß gemacht wurde, und sie besaßen keine Beweise gegen mich. Sie bogen daher das Anklagematerial zurecht und schworen Meineide. Und sie wissen, daß ihre Chance, ein neues Verfahren zu gewinnen gering ist. Und daher versuchen sie, soviel Zeit wie möglich herauszuschinden.

**KONKRET**: Das erinnert mich an den Sacco-und-Vanzetti -Justizmord der 20er Jahre. Sitzen Sie im Gefängnis um andere Leute abzuschrecken?

**Peltier**: Sicher. Es ist eine ihrer gebräuchlichsten Taktiken, politische Führer unter falschen Beschuldigungen einzukerkern oder umzubringen. Und es stört sie nicht, daß es an die Öffentlichkeit dringt, daß jemand unschuldig im Gefängnis sitzt, wie in meinem Fall, beispielsweise. Während der letzten Gerichtsverhandlung mußten sie zugeben, daß die Regierung wichtiges Beweismaterial unterdrückt hatte, wodurch es mir unmöglich war, mich angemessen zu verteidigen. Gleichfalls wurde klar, daß sowohl die Regierung als auch das FBI ihre institutionellen Pflichten verletzt hatten. Natürlich wußte das Gericht, daß diese Information weltweit verbreitet werden würde, doch ihre Hoffnung und ihre Taktiken waren darauf gerichtet, daß andere Leute, die gegen ihre Unterdrückung kämpfen, eingeschüchtert werden.

**KONKRET** Stehen Sie nach elf Jahren Gefängnishaft immer noch zu ihren Ideen der 70er Jahre?

**Peltier**: Gewiß. Als ich verurteilt wurde, war es sehr, sehr schwer für mich, das alles zu ertragen. Aber ich glaube, daß ich politisch stärker geworden bin. Sehr bedeutende Rechtswissenschaftler haben das Urteil gelesen und sind außerordentlich empört. Einige einflußreiche Persönlichkeiten haben gesagt, daß sie nicht ruhen werden, bis dieses Fehlurteil korrigiert ist und ich frei bin. Äußerungen dieser Art und Unterstützung gibt es von tausenden, wenn nicht Millionen Menschen, und diese Unterstützung wächst. Das gibt mir Kraft. Ich bin bei guter Gesundheit und es wird ihnen nicht gelingen, mich zu zerbrechen. Ich werde nicht aufgeben. Ich habe nicht elf Jahre im Gefängnis verbracht, um nun aufzugeben.

**KONKRET** Haben Sie indianische Führer oder Widerstandskämpfer, die sie als Vorbild für sich und ihren Kampf betrachten?

**Peltier**: Ja, Crazy Horse, Chief Gall, Sitting Bull, Geronimo und Chief Joseph. Sie waren Freiheitskämpfer, und viele von ihnen waren Helden. Sie sind meine Idole. Ich hoffe, ich besitze ihren Geist. Sie waren sehr mächtige Persönlichkeiten .

**KONKRET** Sind diese Persönlichkeiten bei jugendlichen Indianer noch bekannt?

**Peltier**: Ja, sie sind weiterhin bekannt. Das ist der Grund, weshalb das über mich geschriebene Buch den Titel trägt: »In the Spirit of Crazy Horse«. Selbst für die Nicht-Dakotas, ist Crazy Horse ein Held, denn er kämpfte bis zum Ende. Er glaubte an seine politischen Philosophien und Religionen, seine Art zu leben. Er glaubte, daß es für alle Menschen am besten wäre, im Einklang mit der Natur zu leben.

**KONKRET**: Und Sie sind entschlossen, wie er den Weg bis zum Ende zu gehen?

**Peltier**: Ja, bis mein Volk frei ist. Wenn mein Volk frei ist, dann können wir zufrieden sein und anfangen, unsere Nation wieder aufzubauen. So wie die Situation im Moment ist, wird das jedoch schwierig sein. Es gibt immer wieder Versuche, uns und unsere Reservate auszulöschen und uns in das weiße US-System zu assimilieren. Doch wir werden Widerstand leisten.

**KONKRET**: Wie realistisch ist die Perspektive, innerhalb der aggressivsten westlichen Macht eine freie Nation konstituieren zu wollen?

**Peltier**: Viele Leute glauben nicht, daß die USA uns jemals erlauben werden, eine freie Nation zu sein. Es wird ein sehr schwieriger Kampf werden, aber das ist er immer gewesen, seit die Invasion der Europäer begann. Wir haben einige Fortschritte erzielt im Laufe der Jahre. Wir haben mehr Selbstbestimmung gewonnen, bekommen mehr souveräne Gesetze für die Reservate und eigenen Gerichte und haben nun eigene, spezifische Nummernschilder für unsere Autos. Wir machen kleine Fortschritte. Der Weg vor uns ist lang, sehr lang, doch wir sind stark.

**KONKRET**: Werden Sie im Gefängnis aufgrund ihrer ethnischen Zugehörigkeit anders behandelt als schwarze, hispanische oder weiße Amerikaner?

**Peltier**: Nun, es ist das gleiche wie außerhalb des Gefängnisses, in der Gesellschaft allgemein. Da unser Volk so klein ist, haben wir keine politische Macht, und da wir die Ressourcen in den Reservaten nicht kontrollieren, haben wir auch keine ökonomische Macht. Da unsere Bevölkerungsgruppe nicht so groß ist wie die anderen, haben wir erneut Nachteile. Das ist der grundlegende Mechanismus. Wir leiden keine spezifische, offene Diskriminierung, die das Maß der anderen übersteigen würde.

**KONKRET**: Wie haben sich Ihre Ideen der 60er und 70er Jahre durch die Gefängnishaft verändert?

**Peltier**: Mein politisches Bewußtsein hat sich erweitert. Während der 60er und 70er Jahre beschäftigten mich hauptsächlich die politischen Probleme der indianischen Bevölkerung. Natürlich beteiligte ich mich an Demonstrationen der schwarzen Protestbewegung, gegen den Vietnamkrieg, usw. Doch ich dachte, daß ich mich vor allem auf die Probleme meines Volkes konzentrieren sollte. Seit ich im Gefängnis bin, habe ich mehr Gelegenheit, zu lesen. Ich weiß heute viel mehr über die Unterdrückung, die es auf der Welt gibt. Und natürlich hat sich mein politisches Bewußtsein erweitert. Es gefällt mir nicht, daß andere Leute leiden, daß sie ausgenutzt werden, daß man sie verletzt, und es ist mir gleich, um wen und was es sich dabei handelt. Ich denke, man muß etwas dagegen tun, daß Menschen mißbraucht werden.

Konkret 03/87, S. 34

# Magazin

### KZs fehlen

Nachdem es immer schwieriger wird festzustellen, was nun KZs sind und was nicht, stellt sich heraus, daß es auch nicht so leicht ist, etwas über die Konzentrationslager während des Dritten Reichs zu erfahren. Denn wer sich beispielsweise fragt, wann das Lager in Bergen-Belsen eingerichtet wurde und nun flugs zum Brockhaus greift, greift vergebens. Der von DTV in Lizenz herausgegebene Brockhaus führt ein KZ Bergen-Belsen nicht, sogar das Stichwort ansich fehlt. Ebenfalls vergeblich sucht man zwischen »Trebitsch, Sigfried« und Trebnitz, Kreisstadt« das Konzentrationslager Treblinka. Hier wurden zwischen dem Juli 1942 und dem November 1943 immerhin 800.000 Menschen ermordet. Genauso verfährt das bundesdeutsche Nachschlagewerk mit Majdanek. Der Ort dieses Vernichtungslagers und seine 200.000 Toten finden keine Erwähnung.

Einzig und allein beim Vernichtungslager Auschwitz werden nähere Angaben gemacht. So wird zumindest die ungefähre Zahl, 2,5-4 Millionen, der dort Ermordeten angegeben. Bei den Konzentrationslagern, die erwähnt werden, liest sich das dann folgendermaßen: »Sachsenhausen, bis 1945 nationalsozialistisches Konzentrationslager, nach 1945 sowjetisches. Internierungslager bei Oranienburg«

### Sehr delikat nach schweizer Art

Der schweizer Kanton Basel-Stadt, der in den letzten Monaten ein wenig ins Gerede gekommen ist, weil da diese Sache dieser Firma mit diesem Fluß, diesem Rhein, passiert ist, will ein Geschenk, das die besagte, aber hier nicht genannte Firma – Ciba-Geigy und Hoffmann-La Roche sind die beiden anderen – der Stadt aus Anlaß des hundertjährigen Bestehens des Unternehmens gemacht hat, »nicht zurückweisen«. Das Geschenk, bei dem es sich – jetzt darf gelacht werden! – um einen Brunnen handelt, soll, so äußerte sich ein Mitglied der Kantonsregierung, erst »zu einem geeigneten Zeitpunkt« auf dem Marktplatz errichtet werden. Die Situation sei dafür »im Moment nicht günstig«.

***RADIKALAUER***

*Von Winfried Thomsen*

*Die EG macht Butter zu Seife. Und Schwerter zu Zahnstochern?*

*Wie entsteht Smog? Die Grünen haben zuviele Steine geschmissen, und die wirbeln dann da oben 'rum.*

*Die KZ sind abgeschafft, ganz stammheimlich.*

*Wenn es so weitergeht, wird der Warschauer Pakt wohl in die UdSSR einmarschieren müssen.*

*Die katholischen Bischöfe sind doch Nonkondomisten. Sie plädieren für Hartgummigeschosse.*

*Was bedeuten 300.000 Arbeitslose mehr? Die Besserung auf dem Arbeitsmarkt hat sich abgeschwächt.*

*Was stellt eine Plutoniumfabrik her? Alkem Seltzer.*

### Sponsoren

In Frankreich fand jüngst die erste Messe der Sponsoren statt, die dem Zweck diente, das weltweite Geschäft zwischen den Beteiligten ein bißchen besser in den Griff zu bekommen und für beide Seiten effektiver zu gestalten. In welchem Ausmaße

beispielsweise westdeutsche Sportvereine, die sich eine bezahlte Fußballtruppe holten, mit Gewerbe, Handel und Industrie verknüpft sind, wurde publik, als ein Vertreter des Hamburger SV mal aus dem Nähkästchen plauderte und verriet, daß die Zahl der Werbepartner, mit denen der HSV einen Vertrag habe, jenseits der 50 liege. Neben der deutschen BP, die weit über eine Million zahlt, damit ihr Emblem die Trikots der Kicker ziert, sind beim HSV noch als sogenannte große Brocken die Holsten Brauerei, adidas, Olivetti und Wang-Computer engagiert. Alle anderen, also mehr als 45, zählen zu den kleineren, da sie nur mit Beträgen zwischen 10.000 und 100.000 DM im Geschäft mit dem HSV beteiligt sind.

**Schafft Arbeitsplätze!**

Jetzt ist es raus: Demonstrationen, besonders jene, auf denen es nicht gerade wie in der Sonntagsschule zugeht, schaffen Arbeitsplätze. Noch kurz vor der Bundestagswahl wies unter anderem der Abgeordnete Fellner darauf hin, daß 1986 im gesamten Bundesgebiet durch die zunehmende Gewaltbereitschaft von Demonstrationsteilnehmern fast 1200 Polizeibeamte und damit etwa achtmal soviel wie im Vorjahr bei Demonstrationen verletzt worden seien. Was da alles als Verletzung gilt und mitgezählt wird, verriet Fellner zwar nicht, aber er freute sich ungemein, daß der BGS 1150 zusätzliche Stellen erhalte, um der personellen Beanspruchung seiner Verbände bei Demonstrationen sowie dem verstärkten Objekt- und Personenschutz Rechnung tragen zu können.«

**Na bitte**

Das US-amerikanische Söldnerblatt »Soldier of Fortune« wollte der Welt beweisen, daß es auch vor der Emanzipation der Frau nicht halt macht. Erstmals knallt man eine Frau – schwarzes Leder, weißes T-Shirt und in der rechten Hand eine Faustfeuerwaffe – auf den Titel. Das sachtfeministische US-Magazin »Ms.« bildete den Titel winzigklein ab und distanzierte sich sachkritisch mit der Überschrift »No comment«.

**LUXUS**

Nach einer in DDR-Zeitungen verbreiteten Meldung ist jetzt in Kuba »der erste im Lande gebaute Reisezugwagen erster Klasse in der Waggonfabrik Cardenas vom Band gelaufen.« Die Hoffnungen wohlgesinnter ausländischer Beobachter stützen sich vorerst noch auf zwei Hypothesen Entweder sind diese Reisezugwagen allein für den Export bestimmt - gut so - oder aber - viel besser noch - auch auf Kuba wird jetzt endgültig das Klassensystem im Eisenbahnverkehr abgeschafft und alle Reisenden müssen 1. Klasse fahren.

**Noch 394**

Die Internationale Atomenergie-Organisation (IAEO) machte publik, daß 1986 21 Atomkraftwerke in Betrieb genommen wurden. Sechs davon gingen in Frankreich, je zwei in der Bundesrepublik und der Tschechoslowakei und eines in Ungarn an das Stromnetz. Die restlichen zehn Atomkraftwerke stehen in den USA.

Nach der Zählung der IAEO wären somit insgesamt noch 394 Atomkraftwerke abzuschalten, nachdem 1986 einzig und allein in der BRD eines verschrottet wurde.

**Venceremos**

Na bitte: Die offizielle Stimme der salvadorianischen Befreiungsfront FMLN, »Radio Venceremos«, sendet seit dem 1. Januar vom Guazapa-Vulkan aus. Mit einer großangelegten Operation der Regierungstruppen sollten die Freiheitskämpfer im vergangenen Jahr aus diesem Gebiet vertrieben werden. Es gelang, wie man jetzt hören kann, nicht.

**Praxis, männlich**

Frauenärztinnen entfernen nur halb so viele Gebärmütter wie ihre männlichen Kollegen. Zu diesem Ergebnis ist der Direktor des Dipartimento delle opere sociali Bellinzona, Gianfranco Domenighetti, aufgrund einer Studie gekommen, die er im schweizer Kanton Tessin durchgeführt hat. Die männlichen Gynäkologen entfernen im Durchschnitt pro Jahr 34 Gebärmütter, die Gynäkologinnen 18. Sowohl in bezug auf die Art der Praxis (freipraktizierend) wie auch auf die Anzahl der Praxisjahre unterschieden sich die in die Untersuchung einbezogenen Ärzte und Ärztinnen nicht signifikant. Deshalb,

so berichtet Domenighetti im »New England Journal of Medicine« (vol. 313, 1982), scheint das Geschlecht des Arztes in bezug auf die Häufigkeit, mit der die Operation ausgeführt wird, eine bedeutende Rolle zu spielen.

**Agrarreform mit tödlichen Folgen**

Mehr als 270 Menschen sind im vergangenen Jahr in Brasilien bei Aktionen bewaffneter Milizen der Großgrundbesitzer getötet worden . Das geht aus amtlichen Statistiken hervor. Den Angaben des Ministeriums für Landreform und Entwicklung zufolge nahm die Zahl der Verbrechen zu, die auf das Konto der von Großgrundbesitzern aufgestellten Banden geht.

Ende 1985 war in Brasilien der erste nationale Plan für eine Agrarreform in Angriff genommen worden. Er soll bis zum Jahr 2000 über sieben Millionen Bauernfamilien zu eigenem Land verhelfen.

**»Ziemlich zufrieden«**

Eine Umfrage des Gallup-Instituts ergab, daß neun Zehntel aller Briten »ziemlich zufrieden« sind und sich die meisten Sorgen um die Zukunft ihrer Kinder machen. Allerdings: Die Hälfte der Befragten bezeichnet Englands Wirtschaft als stagnierend, ein Drittel sieht das Land in einem Abwärtstrend und nur zwanzig Prozent meinen daß es aufwärts gehe.

**Südafrika tötet Kinder**

Die Destabilisierungspolitik des Apartheidregimes gegen Nachbarländer wie Angola und Moçambique ist unmittelbar *dafür* verantwortlich, daß dort die Kindersterblichkeit die derzeit höchsten Raten in der Welt erreicht hat. Dies erklärte die Regionalleiterin des UN-Kinderhilfswerks UNICEF für Ost- und Südafrika, Dr. Mary Racelis, auf der Grundlage einer jüngst fertiggestellten Untersuchung der Organisation.

Seit 1980 habe die Zerstörung von Kliniken und Krankenstationen, die Einschüchterung von medizinischem Personal, die Entwurzelung von Familien und die verbreitete Vernichtung von Ernten durch »Rebellen« in Angola und Moçambique »nie gekannte« Sterblichkeitszahlen bei Kindern unter fünf Jahre zur Folge gehabt.

Der Prozentsatz an Kindern, die in den ersten fünf Jahre sterben, liegt nach der UNICEF-Untersuchung um 10 bis 15 Prozent höher als 1980. 1984/85 starben in Angola 141.000 in Moçambique (1985) 158.000 Kinder unter fünf. Die Sterblichkeitsquote liegt bei 33 bis 38 Prozent, in Mocambiques Tete Provinz sogar bei 45 Prozent.

»Destabilisierung ist der Hauptfaktor«, erklärte Dr. Raceli der Zeitung »International Herald Tribune«. In Moçambique allein zerstörten MNR-Banden seit 1981 dem Bericht nach 71 medizinische Versorgungsstationen; Mitarbeiter der Gesundheitsdienste wurden verwundet, verstümmelt, ermordet und entführt, um sie von den ländlichen Gebieten fernzuhalten.

**Die sind männlich**

Aus welchem Grunde auch immer, aber die Bestimmungen sind so: Der Import von »Oberbekleidung für Frauen und Mädchen und Kleinkinder« in die BRD ist zollfrei, nicht jedoch Jeans »für Männer und Knaben«. Also deklarierte ein Importeur Jeans aus Macao als »weiblich«, doch 2 die Zöllner ließen sich nicht so einfach abfertigen. Bis hoch zum Gerichtshof der Europäischen Gemeinschah trieb man die Frage, ob Jeans nun »weiblich« oder »männlich« seien. Die Herren und Damen wußten die Antwort. Jeans sind männlich aus einem ganz einfachen Grund: Der Verschluß »links über rechts« sei im abendländischen Kulturkreis über alle wandelbaren Moden und Geschmacksrichtungen hinweg ein verläßliches Zeichen für Männerbekleidung. Der Importeur habe Zoll zu zahlen.

**Internationalismus**

Kurz vor dem Jahreswechsel bewies der ehemalige Bundestagsabgeordnete der Grünen, Jürgen Reents, – den Lesern von KONKRET als Autor wohlbekannt – , daß er ein ziemlicher Frechdachs ist. Er brachte als Antrag ein:

»Hiermit beantrage ich, mir zum Jahresende eine zweiwöchige Reise nach Madagaskar zu bewilligen.

Begründung: Bei Durchsicht der knapp vierjährigen Reisetätigkeit unserer Fraktion ist mir aufgefallen, daß es bislang keine einzige Reise nach Madagaskar gegeben hat. Mich hat das traurig, wütend und betroffen gemacht, und ich bin nicht

bereit, dieses Versäumnis persönlich noch langer mitzutragen.

Offensichtlich herrscht eine Geringschätzung gegenüber diesem Land bis weit in die Reihen der Grünen hinein. Dabei handelt es sich hier um die viertgrößte Insel der Erde mit heute wohl mehr als acht Millionen Einwohnern. Die führende Position Madagaskars in der Weltproduktion von Vanille, seine erloschenen Vulkane, seine immergrünen Regenwälder und die in Madagaskar noch häufig anzutreffende Schleichkatze, wie auch die Tatsache, daß 5 Prozent der Madagassen Moslems sind, sind für mich Grund genug, jetzt endlich diesen Reiseantrag zu stellen.

Daß andere in der Fraktion es bislang peinlichst vermieden haben, das Thema Madagaskar überheupt auch nur anzuschneiden, hängt nach meiner Einschätzung damit zusammen, daß die CDU-Lüge von der Pest an Bord aller Schiffe, die vor Madagaskar liegen, ihre Wirkung auch in unserer Fraktion getan hat. Nach meiner Überzeugung darf man diese Behauptung nicht länger unwidersprochen so stehen lassen, sondern es kommt darauf an, sie durch eigene Erfahrungen zu widerlegen. Dazu bin ich bereit.

Um den Grundsätzen unserer Partei in vollem Umfang Rechnung zu tragen, erkläre ich mich außerdem bereit, mich noch um eine weibliche Beteiligung an dieser Reise zu bemühen.

Ich bitte um Beschlußfassung.«

**Hochgeschlossen**

Noch vor der Wahl des neuen Bundestages machten sich Präsidium und Ältestenrat Gedanken auch darüber, ob auch den Grünen das Anrecht auf einen Vizepräsidenten zugesprochen werden soll. Ganz ernsthaft wurde die Frage erörtert, ob im Falle des üblichen Wechsels auf dem Präsidentenstuhl ein Grüner bereit sei, im vorgeschriebenen Stresemann die Sitzung zu leiten – selbstverständlich mit dem entsprechenden Schuhwerk und nicht etwa mit irgendwelchen Turnschuhen. Die Grünen, so hofften jene, die sich über derartige Dinge ihre Gedanken machen, könnten sich allerdings aus dieser Affaire ziehen, wenn sie eine Frau benennen würden, denn nach dem Protokoll des Hauses genügt eine hochgeschlossene Bluse, um die Würde des Parlaments zu wahren. Offen ist weiterhin, ob ein hochgeschlossenes T-Shirt Bluse im Sinne des Hauses ist und ob Bluse/T-Shirt als Werbeträger dienen darf und wenn ja, in welchem Verhältnis politische Propaganda und Produktwerbung zueinander zu stehen hat.

**TOMAYERS DEUTSCHE HITPARADE**
**HEUTE JULIANE WERDING MIT**
**»SEHNSUCHT IST UNHEILBAR«**

Rätselhaft, ja mysteriös wie die Quadratur des Kreises, wie Herkunft und Tod Kaspar Hausers, wie der Unterschied zwischen Arm und Reich oder wie die Gnade der späten Geburt ist das Verschwinden von Personen aus vertrauten, in der Regel vertraglich bekräftigten Bindungen, das sich ausschließlich unter Umgehung sowohl gesetzlich vorgeschriebener wie moralisch wünschenswerter Fristen, meist mit dem lapidar-grausamen »Adiöh« à la »Ich hol bloß schnell a Packung Lord« vollzieht. Mit der Unverhofftheit eines Schneesturms in der Sahara t*au*chen Menschen von zwölfe auf Mittag in die vierte Dimension der Gesellschaft ein und gehen darin unwiederbringlich unter. Es sind jährlich Tausende, deren Spuren sich wie die des Wattwurms bei Flut verlieren, wobei die Dunkelziffer eine derart große Unbekannte ist, daß man beruhigt von einer ausreichend quantifizierten Tragödie sprechen kann. Kollege Kunze, ganz Dichter er, hat mit »Sehnsucht ist unheilbar« nicht platte Menschenverluststatistik endgereimt, sondern mit lyrischer Finesse ein Einzelschicksal aus warmem Fleisch und Blut gestaltet. Es ist eine dreißigjährige Frau, eine Ehefrau, die, beim morgendlichen Eincremen mit Jade, auf einen Schlag und wie von Donner gerührt, ihr Gesicht nicht mehr leiden mag. Sie bricht, angestiftet von ihrem dreizehn Jahre jüngeren Hohlmuskel, aus der Enge der Beziehungskiste und den Regularien des sogenannten Alltags (»morgens raus«, »Nachbarklatsch im Treppenhaus« »Einkaufsfahrt« »kochen«, »bügeln«, »abends fernsehen«) aus, um zurückzukehren dorthin von wo sie gekommen: vom »Cabrio fahr'n mit dem Wind im offenen Haar«, denn »Sehnsucht« (nach dem Cabrio fahr'n mit dem Wind im offenen Haar) »ist unheilbar«. Dichtung kann nicht Ersatz sein für Analyse, geschweige Therapie der aus dem Lebensbund seitens der Frau ausgeschiedenen männlichen Restperson. Und doch klingt des Dichters Kunze Botschaft an die Ehemänner dreißigjähriger Frauen, deren Herz erst siebzehn ist, innig wie der Gong von Rank-Film zwischen den Zeilen: Laßt den Weibern, wollt ihr nicht am Abend des dies irae vor ungedecktem Tisch und leergeräumtem Schrank fassungslos im Laufpaß blättern, das Verdeck vom Automobil runter sagt nicht 'nein, kommt nicht in Frage', denn sie werden ebenso »nie ein Nein (zu ihrem Wunsch, das Haar offen tragen zu wollen) akzeptier'n«, wie sie ihre Neugier auf »Cabrio fahr'n mit dem Wind im offenen Haar« »verlier'n« zu wünschen wollen. Ein schöner, das Wesentliche im Gnack packender poetischer Wurf, dieses »Sehnsucht ist unheilbar«, wenngleich das Klirren der Schaufensterscheiben, das Poltern stürzender Dosen und die Schreie zum Teil schwerverletzter Menschen nicht aus den Ohren wollen. Nach der

Gefährdungshaftung, wenn nicht gar nach 832 BGB, ist der Dichter Kunze mit Schadenersatz dran, läßt er doch seine beautotete Heldin die »Einkaufsfahrt im (!) Supermarkt« machen. »Zum« – und »Sehnsucht ist unheilbar« wäre perfekte Problempoesie!

**Jelinek und die »Süddeutsche«**

Elfriede Jelinek, im vergangenen Jahr mit dem Kölner Heinrich-Böll-Preis ausgezeichnet, gab der »Süddeutschen Zeitung« ein Interview, das sich teilweise auf ihr neustes Stück »Krankheit oder Moderne Frauen«, bezog, das Mitte Februar in Bonn Premiere hatte. Ihre Antworten boten die Bösartigkeit, die man erwarten, und die Überraschungen, die man sich erhoffen darf. Auf die Frage, ob sie für die Theaterzuschauer schreibe, stellte sie klar: »Ich selbst gehe nie ins Theater und habe von der Theaterpraxis überhaupt keine Ahnung. Ich berücksichtige beim Schreiben überhaupt nicht die Theatersituation. Im Grunde macht es mich eher glücklich, wenn ich ein Stück für die Schublade schreibe und mein 'Theater im Kopf' überhaupt nicht angetastet wird. Alle Aufführungen haben mich daher bisher mehr oder weniger unbefriedigt gelassen. Offenbar schreibe ich sehr monomanisches, verbohrtes Theater. Ich schreibe nicht gegen das Theater, habe aber auch nicht den Wunsch, jemandem damit etwas zu zeigen.«

Kleine Bosheit der »Süddeutschen Zeitung«: Just auf jener Seite, auf der das Blatt das Jelinek-Interview veröffentlichte, huldigte Joachim Kaiser der ihren 80. Geburtstag feiernden Paula Wessely, die ja selbst wiederum nur leicht kaschierte Protagonistin in dem Bühnenstück »Burgtheater« von Jelinek ist, einer bitterbösen Geschichte über die Anpassungs- und Willfährigkeit österreichischer Schauspieler im Nationalsozialismus. Die Wessely spielte in einem der übelsten NS-Propagandaschinken »Heimkehr« mit, galt aber schon im Dezember 1945 als voll rehabilitiert. Kunststück!

**Guernica**

Spanischer Bürgerkieg. Am 26.4.1937 wurde die baskische Stadt Guernica von der »Legion Condor« dem Erdboden gleichgemacht: das erste Flächenbombardement auf eine Stadt in der Luftkriegsgeschichte. Beteiligt waren auch Freiwillige des Fliegerhorstes Wunstorf. Heute will sich in Wunstorf niemand daran erinnern. Der Neustädter Arbeitskreis Regionalgeschichte hat die Zusammenhänge aufgedeckt und Kontakte zu den Bewohnern Guernicas geknüpft. Die Ergebnisse: eine Dokumentation (Arbeitskreis Regionalgeschichte Neustadt: Fliegerhorst Wunstorf 1933 - 1939. Aurora-Verlag 1984, 177 S.) und eine Tournee der baskischen Politrockgruppe 'Jotakie' durch die BRD: am 6.3.87 (Berlin), 7.3.87 (Steyerberg), 8.3.87 (Neustadt a. Rbge.), 13.3.87 (Hamburg), 20.3.87 (Hannover), 21.3.87 (Buchholz i.d.N.)

**Lernt türkisch**

Der kleine linke Verlag Express-Edition in Berlin West hat in Zusammenarbeit mit der Uni Essen und der dortigen Volkshochschule ein Unterrichtsbuch herausgebracht, das die Verständigung zwischen Ärzten, Pflegepersonal und türkischen Patienten erleichtern soll. Der 600 Seiten starke Band »Türkisch am Krankenbett« 54, DM, wird von zwei 90-Minuten-Kassetten für Sprachübungen begleitet und ist besonders für das Selbststudium geeignet.

**»Wunderland«**

Welcher Titel hat das Rennen gemacht? »Ab und zu« »Bataillon d'amour«, »Brücke durch die Nacht«, »Eh die Liebe stirbt«, »Eine Nacht«, »Feuer im Eis«, »Fünfte Jahreszeit«, »Geisterstunde«, »Intim«, »Kurzschluß«, »Nicht allein«, »Ohne Schminke«, »Rosalili«, »Sehnsucht« oder etwa »Wunderland«? Das sind die 15 Titel, die im vergangenen Jahr in den Hitparaden der DDR immer weit vorn lagen und deshalb nun darauf hoffen dürfen, »Hit des Jahres 86« zu werden. Doch Silly machte das Rennen. Mit »Bataillon d'amour.«

**Kleine Fälschung**

Bernhard Taverniers Film »Round Midnight« der den beiden Jazzmusikern Bud Powell und Lester Young gewidmet ist und ein bischen so tut, als seien Herbie Hancock und Dexter Gordon im Film die Personen, denen der Film gewidmet ist, schummelt sich mit Abweichungen und Auslassungen an der Wirklichkeit und der Wahrheit vorbei. Sicher, so richtig schön ist alles immer erst, wenn es vorbei ist. Tavernier hat diesem Aspekt des Nach-Schönens, der Verklärung und Mystifizierung Rechnung getragen, indem er den ganzen Film schließlich als »erinnerte« Wirklichkeit darstellt. Bloß:

Wenn man den Erzählungen von Francis Paudras, den Beschreibungen der Jazzkritiker Chris Sheridan und Arrigo Polillo glauben kann, dann müssen die paar Menschen, die während seiner letzten Lebensjahre mit dem schizophrenen und stark drogensüchtigen Pianisten Bud Powell oder dem alkoholkranken Saxophonisten Lester Young mehr oder weniger intensiv zusammen waren, absolute Horrorzeiten erlebt haben. Bud Powell etwa wurde seit Mitte der vierziger Jahre immer wieder während Monaten in psychiatrische Kliniken gesteckt, wo er unter anderem mit Elektroschocks gefoltert wurde - während seines Europaaufenthalts übrigens auch in einem schweizer Krankenhaus -, und während seiner Pariser Zeit mußte er noch zusätzlich wegen einer schweren Tuberkulose längere Zeit hospitalisiert werden. Seine Freunde organisierten damals Benefiz-Konzerte, damit wenigstens die Spitalaufenthalte bezahlt werden konnten. Nichts da von wegen »Was I good?« wie im Film, wenn er jeweils noch zerstörter aus der Klinik kam, als er eingeliefert wurde; und seine zweite Frau Altevia oder »Buttercup« hielt ihn nicht deshalb tagsüber in seinem Hotelzimmer gefangen, weil sie fürchtete, er könnte irgendwo ein kleines Gläschen zuviel kippen; sie und Paudras versuchten, ihn vor der nächsten Irrenhauseinlieferung zu bewahren. Kein Wunder, daß Powell, wenn es ihm schlecht ging, ein höchst unangenehmer, oft gar bösartiger, hinterhältiger Kerl war. Auch der liebenswürdigere, humorvollere Saxophonist Lester Young, der während Monaten im Vollsuff in irgendwelchen Hotelzimmern vor sich hindämmerte und nur noch in sein Saxophon hineinsabberte, war während seiner letzten Lebensjahre nichts anderes als ein psychisch und physisch völlig zerstörtes Wrack.

Und all dieses Elend, sozusagen fast das gewöhnliche schwarzen Jazzmusikers in jenen Jahren hatte seine Gründe in dem, was man heute gern wieder unter den Teppich kehrt, weil es die dumpfe Gemütlichkeit, den unbeschwerten Konsum stört. Alle wahren Episoden und Geschichten ergeben zusammen eine unwahre Oberfläche, wenn sie nicht verknüpft sind mit dem gesellschaftlichen Hintergrund, der sie erklärt, dem Rassismus gegenüber den Schwarzen in den USA, den unerträglichen, demütigenden Arbeitsbedingungen von Jazzmusikern, den Schweinereien des Musikgeschäfts, aber auch der nur schlecht versteckten Geringschätzung, ja Verachtung der Amerikaner gegenüber so etwas wie Kunst. Sie sind ja alle weder freiwillig noch aus purer Lebensuntüchtigkeit zugrunde gegangen, zum Beispiel Bud Powell mit 43 Jahren, Charlie Parker mit 34, Leo Parker mit 37, Serge Chaloff mit 33, Bob Gordon mit 27, Fat Navarro mit 26 oder Sonny Bermann mit 22, oder jene vielen anderen, die Jahre in Anstalten, immer wieder auf dem Entzug oder in Knästen verbrachten.

Und man soll sich ob der kleinen Jazz-Renaissance, ob dem Erfolg des »Round Midnight«-Films nicht täuschen lassen: Der Jazz ist in den USA immer noch diese »Nigger« Musik, für die man keinen Cent gibt, wenn man nicht zehn dafür zurückerhält.

**Jetzt: Habermas**

Die französische Zeitschrift »Nouvel Observateur« weiß, kaum sind einige Wochen des neuen Jahres vergangen, daß es diesmal das Jahr des Habermas wird. In Frankreich jedenfalls. Und in der Philosophie, selbstverständlich. 1986 war das Jahr von Foucault, doch in diesem Jahr werden zahlreiche Werke des Statthalters der Frankfurter Schule auf dem französischen Markt auch in französisch erscheinen. Gespannt sind die Franzosen besonders auf jene Texte und Passagen, in denen sich der einstige Frankfurter Meisterdenker mit den neuen Meisterdenkern Frankreichs, Foucault, Derrida und Lyotard, auseinandersetzt.

**Ein bißchen Zensur**

Der in New York lebende Kölner Konzeptkünstler Hans Haacke, der ob seiner Installationen dafür gesorgt hat, daß er von dem Schokoladenfabrikanten und Kunstliebhaber Ludwig nicht sonderlich geliebt wird, hat auch in New York so seine Schwierigkeiten: Nachdem das Guggenheim-Museum 1971 eine fest vereinbarte Haacke-Werkschau hatte platzen lassen, weil Haacke eine Dokumentation über einen Slum-Lord partout nicht aus der Ausstellung nehmen wollte, zeigt das New Museum jetzt zwar zwölf Installationen, aber die Besucher werden durch ein Schild ausdrücklich gewarnt: »Die hier ausgedrückten persönlichen Ansichten sind nicht unbedingt die des Museums.«

**Spanien 1936**

Die Medienwerkstatt Franken in Nürnberg (Rosenaustraße 7, Telefon 0911/28 80 13) bietet zur Ausleihe jetzt den einzigen von der CNT während des spanischen Bürgerkriegs gedrehten Film, »Un pueblo en armas« auf Video an. Das Videoband verdeutlicht unter anderem die anarchistische Position zum Bürgerkrieg. Die Verleihgebühr beträgt 50, DM.

**Japans Comic-Boom**

In Japan haben im vergangenen Jahr die Verleger von Comic Heften, den sogenannten »Mangas« eine Gesamtauflage von über 1,5 Milliarden Exemplaren erreicht. Enthielten bisher schon die »Mangas« für Erwachsene höchst präzis gezeichnet Sexualgeschichten, in denen alles von Sado-Masochismus über Vergewaltigung bis zu Sex mit Kindern vorkommt, so nehmen jetzt auch in den »Mangas« für Kinder Sex-Szenen zu.

Angesichts der strengen Zensur für fotografierte Nacktheit, jedes sichtbare Schamhaar gilt als Gefährdung der japanischen Kultur, sind die Comics zur Hauptbefriedigung des visuellen Sexualtriebs der Japaner geworden.

Go Nagai, einer der erfolgreichsten und angesehenster Manga-Zeichner, rechtfertigt die Entwicklung: »Ich muß zugeben, daß ich Vergewaltigungsszenen geschrieben habe, und zwar deshalb, weil ich die Gefühle der Charaktere zeigen will und die Wunden, die sie erleiden« sagt er. »Ich schreibe grausame Geschichten, weil ich meine Leser stark machen will für die reale Welt.«

Bemühungen um neue Inhalte sind bisher erfolglos geblieben. Die Mangas für Frauen, deren Produzentinnen vor einigen Jahren noch stolz einen Beitrag zur Emanzipation für sich beanspruchten, haben sich inzwischen am Markt orientiert. Nach einer Untersuchung sind die Heroinnen durchweg: »scheu, charmant und dümmlich«, erleben eine stürmische Liebesaffäre mit einem Happy-End in 99 Prozent aller Fälle und glauben, daß Heirat das Lebensziel jedes Mädchens sei.

**Höhenfeuer**

Ein Drehbuch ist das nicht; Fredi M. Murers »Höhenfeuer« (Edition Baumann & Stromer, Zürich, 112 Seiten, zahlreiche, Abbildungen, um die 30 Mark). Es ist großformatig wie »Paris Texas«, bloß viel schöner und zugleich auch bescheidener und weniger aufgedonnert. Die Zeitschrift »filmbulletin« jedenfalls war des Lobes voll über diesen Band: »Unterschiedliche Materialien werden hier an die Oberfläche gebracht und ausgebreitet, denn Filme sind wie Eisberge: Unsichtbar schwimmen Haufen von Entwürfen, Romanvorlagen, Abklärungen, Vorstufen, Konzepte, Skizzen mit dem Sichtbaren einher. Einfach drauflos gefilmt hat Murer zwar noch nie, aber dennoch waren seine Vorbereitungen auch nach nie so gründlich wie bei ‚Höhenfeuer', und aus dieser Fundgrube schöpft das vorliegende Buch. Zu Beginn steht die ursprüngliche Erzählung des Filmemachers, der schöne, poetische Text aus dem Jahre 1982. Rund die Hälfte des Buches zeigt dann Einzelbilder aus dem fertigen Film, Skizzen aus dem Drehbuch, Dialogpassagen aus der ersten Drehbuchfassung. Der Essay ‚An der Grenze' des Filmkritikers Martin Schaub (der auch in KONKRET über ‚Höhenfeuer' geschrieben hat) schließlich will den Film nicht vertiefen, sondern transparent machen, und bettet das Werk in Murers bisherige Arbeiten und dessen kulturellen Hintergrund ein. Abgerundet wird das ganze mit Urs Baumanns Text ‚Ton Spuren', einer leider etwas zu knapp geratenen Auseinandersetzung mit der gerade auch in diesem Film so wichtigen Arbeit des Tontechnikers Florian Eidenbenz und des Komponisten Mario Beretta.«

**Abstriche**

Die New-Yorker Theaterinstitution »Negro Ensemble Company« (NEC) blickt auf ihr 20jähriges Bestehen als eine der wenigen und eine der unbestritten bekanntesten und wichtigsten ethnischen Theaterbühnen und Ausbildungsstätten der USA zurück. Die einzigartige Einrichtung war von ihrem heutigen künstlerischen Direktor, Douglas Turner Ward, mit der Absicht gegründet worden, afroamerikanischen Dramatikern, Schriftstellern und Schauspielern erstmals in der Geschichte der USA ein ständiges, festgefügtes Ensemble sowie darüber hinaus eine vollwertige Ausbildungsstätte zu schaffen. Das 14köpfige Ensemble habe zwar, so sagte Douglas Turner Ward, vom ersten Tag an einen Kampf ums Überleben führen müssen, doch jetzt zwängen die finanziellen Schwierigkeiten, Komponenten der Gründungsidee wie den Arbeitskreis für Autoren zu reduzieren und die Ausbildung von Schauspielern einzustellen.

**Cleopatra, Kant und Kafka**

Das bekannte italienische Großunternehmen, das mit O beginnt und mit livetti endet, hat ein neues Computersystem auf den Markt geworfen, das vor allem durch seine Bezeichnung mehr scheinen will als irgend so eine geistlose Maschine, deren Typ mit mindestens drei Großbuchstaben und etlichen Ziffern ausgewiesen ist. Das System der Italiener nennt sich »Cleopatra«. Ein Programm, das es »Cleopatra« ermöglicht, neue Systeme zu erfinden, ist »Leonardo« benannt, »Michelangelo« testet die einzelnen Elemente eines Computers, »Kant« repariert gewisse Pannen und gibt Auskunft über den Gesundheitszustand, »Voltaire« testet die Begabung von Angestellten und erstellt ein Karriereprofil, und »Kafka« schließlich kommt zum Einsatz, wenn es gilt, Fehler in der Produktion am Fließband aufzuspüren.

Konkret 03/87, S. 40

**Bernhard Schneidewind**

# Platzanweiserin

Im »Capitol«? Nein, im »Capitol« war das auf keinen Fall. Im »Babylon« auch nicht. Da war ich schon lange nicht. »Lunik« nicht, »Collosseum« schon gar nicht, im »Astra« läuft sowas nicht und beim »Sojus« scheißt mich schon der Name an. Genau. Im »Kosmos« war's. Da ging neulich, also vor Weihnachten, noch im vergangenen Jahr war es, nich, gewaltig die Sau ab. »In der Vorstellung, die ich besuchte, schrien, tobten die Leute, riefen sich Witzworte zu, setzten über die gesehenen Brutalitäten auf der Leinwand noch gemeinere verbale Entäußerungen. Direkt hinter mir begannen ein paar Zuschauer die vor ihnen Sitzenden zu terrorisieren und auf die Bitte, davon Abstand zu nehmen, nicht nur in Gelächter auszubrechen, sondern ihre Aggressionen zu verstärken.« Säuisch, einfach säuisch und so gar nicht sozialistisch. Schlimmer fast noch die Bilder: »Höhepunkt der mit akribischer Perfektion gedrehten Schauerszenen dann in Großaufnahme der Kopf eines Toten: Eine Krähe springt der Leiche ins vermoderte Gesicht, pickt mit dem Schnabel in die Augenhöhlung, zerrt ein Auge heraus, zottelt daran herum.« Anlaß für diese Beobachtungen war **John Boormanns »Excalibur - Das Schwert des Königs«,** eine britische Produktion aus dem Jahre 1983, die auch im Berliner »Kosmos«, der Platz für 2,50 M plus fünf Pfg. Kulturabgabe, gezeigt wurde, als sei rund um das Kino mindestens der wilde Westen und nicht der rote Osten.

Das »Kosmos« ist eines von 22 Kinos in der Stadt. Es waren einmal mehr. Es waren auch einmal mehr Besucher in den DDR-Kinos. 1980 noch knapp 80 Millionen, 1984 noch gut 73 Millionen, im vergangenen Jahr gerade noch 70 Millionen. Und wie im wilden Westen versucht man auch im roten Osten den Zuschauerschwund durch eine gefällige und ausgewogene Mischung von Brutalotrips und Blödeleien mindestens abzubremsen. Nachdem 1985 **»Asterix erobert Rom**« 1,847 Millionen Zuschauer in die Kinos gelockt hatte, war auch im vergangenen Jahr ein **Asterix** Film, diesmal mit **Cleopatra**, nicht minder erfolgreich. Da können die kubanischen Filmkritiker **Rainer Simons »Die Frau und der Fremde**« neben Werken von Szabo, Klimow und Forman zu den besten Filmen des vergangenen Jahres küren, in der DDR wird, so zum Beispiel 1983, »**Ein Plattfuß am Nil**« mit Bud Spencer absoluter Renner, und im vergangenen Jahr trieben vor allem »**Otto - Der Film«, »Männer«, »Zwei irre Spaßvögel«** mit Pierre Richard und Gerard Depardieu ebenso die Zuschauerzahlen hoch wie »**Star Trek«, »Chorus Line**« oder auch »**Abwärts«,** an dem die Kritik besonders schön fand: »Der populäre Götz George ist ein in seinen Mitteln unglaublich perfekt-routinierter und wirkungsorientierter Schauspieler, was er auch hier wieder beweisen darf.« (»Wieder« ist schön. Hinter Adlershof kommt wohl doch häufiger gleich die ARD, statt »Polizeiruf 110«, von dem fünf Folgen in der ARD-Nordkette gezeigt werden, vielleicht doch nicht nur einmal und nicht nur aus rein soziologischem Interesse - schlag nach bei Eisler/Bunge, Gaby - »Tatort«?)

Auch in diesem Jahr werden die Kinobesucher in der DDR auf so perfekt-routinierte und wirkungsorientierte Schauspieler und Schauspielerinnen hoffen dürfen. Schließlich kommen jetzt, nachdem er schon einmal für 1986 angekündigt worden war, **Coppolas »Cotton Club«, Woody Allens »The Purpie Rose of Cairo**« und Filme von **Scola** und **Werthmüller** in die Kinos. **Asterix** hat es in diesem Jahr mit **Caesar** zu tun, **Coline Serreaus »Drei Männer und ein Baby«** wird ebenso zu sehen sein wie **Sidney Pollacks »Jenseits von Afrika**« und Schamonis **»Caspar David Friedrich**«. Vor allem aber überraschte Progress, der staatliche Filmverleih, nun, nach 1985, zum zweiten Male mit der Androhung, daß jetzt endlich **Sauras »Carmen«** kommt, mit einer kleinen Zugabe, die sich unter Genossen schon gehört: Man hofft, daß die festliche Premiere des Filmes in Anwesenheit des Tänzers und Choreographen und Kommunisten (eingeschriebenes Mitglied) Antonio Gades stattfinden wird. Und wenn er dann doch nicht wird kommen können, wird zumindest ein schwer solidarisches Grußtelegramm eintrudeln. Wetten?

Wetten auch, daß die DDR allein ob der Filme, die im Lande gezeigt werden, behaupten könnte, sie müßte sich nicht jene Sorgen und Gedanken machen, die der Genosse Gorbatschow gerade seinen Parteigängern abverlangt? Denn daß man in der UdSSR immer noch überlegt, ob Fellinis »Das süße leben« (1959) gezeigt werden soll und auch Formans »Einer flog über das Kuckucksnest«(1976), kann die Kinogänger in der DDR nur erstaunen: Sie werden in diesem Jahr **»Ginger und Fred«** (1985) und **»Amadeus«** (1984) zu sehen bekommen. Bloß die Olsenbande nicht mehr. Die ist verschwunden. Der Fortschritt ist eben eine lahme Ente. Aber wem sagen wir das? Gorbatschow fängt wieder bei und mit Lenin an und Progress bei König Arthus und seiner Tafelrunde: Excalibur. Rar ist der Widerstand: »Ich erinnere mich an Zeiten, da wurde ein Film wie Steven Spielbergs `Weißer Hai' als der Abschaum an Brutalität gebrandmarkt. Da wurde vom Ausverkauf humanistischer Ideale geschrieben, und die blutrünstigen Action-, Abenteuer- und Kriegsfilme wurden als systemimmanent Ländern spätbürgerlicher Provenienz zuerkannt. Der ‚Weiße Hai' ist gegen ‚Excalibur' ein harmloses Filmchen«, schreibt in »Film und Fernsehen« (11/86) Ingeborg Pietzsch, von der die Beobachtungen, Fragen und Urteile stammen. Und recht hat sie.

Konkret 03/87, S. 42

**Matthias Altenburg**

# B□ cher

Wenn Jubiläen schon für kaum etwas gut sind, dann doch vielleicht dafür, das Gedächtnis aufzumöbeln

**Franz Tumler** lebt nämlich noch und ist gerade 75 geworden. Und wer ist das nun schon wieder. Tja, sagen wir's mal bescheiden: Tumler ist einer der besten Prosaautoren deutscher Sprache. Geboren in Südtirol, aufgewachsen in Linz an der Donau, wohnt in Berlin. Er war Volksschullehrer und Journalist und plädierte 1938 für den Anschluß Österreichs an Hitlerdeutschland, weil, wie er hoffte, dadurch die oberösterreichische Provinz dem Erstickungstod entgehen würde. Später resümiert er: »Diese Blindheit war ein entscheidendes Versagen meiner Generation.« Tumler reagiert auf sein Versagen ästhetisch, nicht politisch. Er macht die literarische »Erfassung der Wirklichkeit« zu seinem Programm. Er hat 32 Bücher geschrieben von denen bis vor kurzem nicht ein einziges greifbar war. Der Münchner **Piper Verlag** hat jetzt mit einer Taschenbuchneuausgabe von Tumlers Werken begonnen. In der gleichen Reihe erschien im Dezember auch die erweiterte Neuauflage eines Bandes mit Texten von und über den Autor (**Welche Sprache ich lernte, DM 16,80**). Dort erweisen Kollegen wie Wolfgang Koeppen, Peter Huchel, Hermann Peter Piwitt, Walter Höllerer und Jean Améry dem Alten die Ehre. Und wem das nicht reicht, der lasse sich mal einen so ungeheuren Satz wie diesen durch den Kopf gehen: »ch werde auf ihn warten, ob er wiederkommt: ob allein, oder als Mensch.« Der steht in dem 20 Jahre alten Roman »Aufschreibung aus Trient«

Im Osten wird jetzt rehabilitiert. Selbst die Leiche der bigotten Nebelmaschine Andrej Tarkowskij hätten sie am liebsten in russische Erde gebettet. Serge; Tretjakow ging es nicht ganz so gut. Er wurde 1937 (noch ein Jubiläum!) in einem Moskauer Krankenhaus verhaftet und erst 17 Jahre nach seinem Tod von dem Vorwurf freigesprochen ein Agent des deutschen und russischen Geheimdiensts gewesen zu sein. Seine Rehabilitierung (1956) wird wohl mit ein Grund dafür gewesen sein, daß er im Westen so gründlich vergessen wurde (was Tarkowskij erst noch bevorsteht). Tretjakow war der Hans Dampf der russischen Avantgarde und war ihr Chronist. Mitarbeiter Majakowskis und Eisensteins war er einer der wichtigsten Vertreter des literarischen Futurismus. Fritz Mierau, Slawist und Essayist aus der DDR (auch so ein Genie, das hier keine Sau kennt), hat einen dicken Band mit Porträts, Aufsätzen, Skizzen und Briefen Tretjakows herausgegeben (**Gesichter der Avantgarde, Aufbau über Brücken-Verlag, DM 16,80**), den sich die westdeutsche Restlinke getrost mal für ein paar Wochen unters Kopfkissen legen sollte, um so vielleicht wieder zu lernen, wie und um was es sich lohnt zu streiten. Tretjakows kleiner Essay über die »Biographie des Dings« beantwortet auf fünf Seiten all die Fragen, die im neudeutschen Literaturstreit erst gar nicht gestellt wurden.

1930/31 war Tretjakow in Deutschland. Er traf sich dort mit jenen »Kunstarbeitern und Seeleningenieuren« denen er sich wohl verwandt fühlte mit Heartfield und Busch, Eisler und Brecht, Piscator und Graf. In kurzen Texten liefert er später Porträts der deutschen Kollegen, wie sie respektloser, komplexer und präziser nicht sein könnten.

Aber **Hanns Eisler** war Kummer gewohnt. Zeitlebens hat er die Dummheit in der Musik beklagt und auch in den eigenen Reihen bekämpft. Daß er nicht nur ein Musterschüler Schönbergs, sondern auch ein elastischer Denker war, hätten die westdeutschen Leser schon vor zehn Jahren merken können, als nämlich Rogner & Bernhard Eislers Gespräche mit Hans Bunge herausgab, die jetzt endlich wieder vorliegen (**Fragen Sie mehr über Brecht, Luchterhand, DM 18,80**). »Unter den sehr klugen Leuten denen ich im Laufe meines Lebens begegnete, war Hanns Eisler wahrscheinlich der klügste«, schreibt Stephan Hermlin im Nachwort des unglücklich betitelten Bandes. Denn dieses Buch ist viel mehr als nur ein Buch über Brecht. Es ist eine Bibel des dialektischen Denkens, ein Manifest der phantastischen Vernunft und ein Lehrbuch der amüsierten Selbstkritik. Wär' ja nun schön, wenn man schreiben könnte, daß das, was Eisler so sagt, zum Beispiel zur Barbarei der Marxisten in ästhetischen Kategorien, gegessen, begriffen, korrigiert sei, daß man es hier mit einem interessanten Dokument vergangener Fehler zu tun hebe. Schön wär´s. Aber ich schwöre, daß ich künftig mit niemandem mehr über Ästhetik diskutieren werde, der dieses Buch nicht gelesen hat.

Alle loben, aber keiner versteht ihn. **Heiner Müller**, DDR-Dramatiker, heimst im Westen wie im Osten die dicksten Preise ein und beschwert sich, daß seine Stücke nirgends ordentlich aufgeführt werden. Recht hat er. Denn es ist wahrhaftig zu bezweifeln, daß es in der BRD mehr als eine Handvoll professioneller Theatermacher und - kritiker gibt, die in der Lage wären, die dunklen Dramen des Meisters auch bloß zu begreifen. Was Müller von sich, der Welt und dem Theater hält, kann man jetzt in einem Band mit Gesprächen und Interviews nachlesen, die Michael Töteberg zusammengetragen hat (**Gesammelte Irrtümer, Verlag der Autoren, DM 20,-)** Gespräche, die zu Müllers Werk gehören, wie der Arsch auf den Eimer. Was der »konstruktive Defätist« (Müller über Müller) dort äußert, ist eine Kampfansage an das Publikum und an den »Polizeiapparat«, genannt Kulturbetrieb. Der Autor setzt nicht auf den Realismus, sondern auf Konflikte. »Ein Molotowcocktail« sagt er, »ist das letzte bürgerliche Bildungserlebnis.« Die Dissidenten-Macher können getrost wieder

nach Hause gehen. Wir aber sollten uns der Zumutung aussetzen, die Müllers Texte für die wohlmeinende Humanistenseele bedeuten: »Ich glaube nicht an Solidarität. Ich glaube an die Ausformulierung von Differenzen.« Lieber mit Müller durch die Hölle als mit Zeitgeist ins Nirwana.

Konkret 03/87, S. 46

**Hans-Joachim Schlegel**

# Abrechnung mit den toten Seelen

**Das »Experiment« einer neuen sowjetischen Theaterpolitik**

Hiesige Medien berichteten bislang nur meist recht knapp und überaus widersprüchlich von einer höchst erstaunlichen theaterpolitischen Kurskorrektur in der UdSSR. Immerhin fiel dabei auch das große Wort von der »kleinen Kulturrevolution«. Die Bewegung, die unter Michail Gorbatschow in sämtliche Bereiche des lange stagnierenden sowjetischen Lebens gekommen ist, zeigt sich glücklicherweise auch im größeren Informationswert der wieder »lesenswerteren« Sowjetpresse. Die hier dokumentierten Debatten und Fakten lassen erkennen, da die allgegenwärtigen Forderungen nach »glasnost«, »»perestroika« und »demokratizacia«, nach mehr »Transparenz«, »Umgestaltung« und »Demokratisierung« auch theaterpolitische Folgen von durchaus historischer Dimension haben.

Den ersten Schritt eines kulturpolitischen Aufbruchs taten die Filmemacher, als sie im Mai 1986 auf ihrem V. Verbandskongreß einer alten Leitung den Laufpaß gaben, die gar zu lange die ministerielle Bürokratenarroganz von Goskino, dem Staatlichen Filmkomitee beim Ministerrat der UdSSR, widerstandslos hingenommen hatte. Zum neuen Vorsitzenden wählte man geradezu programmatisch Elem Klimow, einen Regisseur, dessen Filme wiederholt von Goskino behindert worden waren. Inzwischen wurde übrigens auch Goskino-Chef Filip Jermasch wegen bürokratischer Amtsführung und Behinderung wichtiger Filme abgelöst, einen Tag, bevor in Paris Andre Tarkowskij starb, der gerade Jermaschs Bürokraten-Willkür als Hauptgrund für sein Verbleiben im Westen genannt hatte. In Moskau laufen inzwischen nicht nur Tarkowskijs Filme wieder, sondern auch zahlreiche »Tresorfilme«, deren Vorführverbote eine neugegründete »Konfliktkommission« des Filmverbands aufhob. Ende Juli folgten den Filmemachern die Schriftsteller mit ihrem VIII. Kongreß, der zwar ruhige«; in der Sache aber nicht weniger konsequent verlief.

Obwohl Michail Gorbatschow eine besondere Ader fürs Theater zu haben scheint und dort häufiger Gast ist, hatten es die Theaterleute schwerer. Denn bislang verfügten sie nicht über einen vergleichbaren Verband. Es gab lediglich die VTO, die »Allrussische Theatergesellschaft«, ein kurioses Überbleibsel aus zaristischer Zeit, über das sich der Chefregisseur des Moskauer Künstlertheaters (MChAT) Oleg Jefremow in einem Prawda-Interview mokierte, um kurz darauf die Selbstauflösung dieser VTO und die Gründung des neuen Verbandes vorzuschlagen. Zunächst dachte man an einen »»Dachverband« der Theatergesellschaften sämtlicher Sowjetrepubliken. Gegen dessen Konzipierung nach altem bürokratisch-administrativem Muster meldeten namhafte Theaterleute deutlichen Protest an. Michail Schatrow beispielsweise, einer der führenden Dramatiker und Diskussionspartner von Michail Gorbatschow, sagte dazu auf dem Schriftstellerkongreß: Man schaue sich einmal an, auf welche Weise das Statut projektiert wurde. Im »inneren Kreise« des Ministeriums bildete man ein Organisationskomitee: Auf der Ebene der Theateradministration arbeitete man eine Liste aus, die dann von einer Instanz zur nächsthöheren wanderte, »bearbeitet« wurde. Doch was ist nun eigentlich Demokratie? Das ist doch ein völlig anderes Herangehen an die Sache... Der Entwurf des Statuts hätte auf den Vollversammlungen der VTO und der Theatergesellschaften sämtlicher Sowjetrepubliken bestätigt werden sollen. Man hätte diskutieren sollen, wen die einzelnen Republiken ins Organisationskomitee delegieren müssen Und diese Vorschläge wären dann gleich in die höchsten Verwaltungsetagen gegangen. Doch auf die jetzige Art entziehen wir dem Menschen das Allerwichtigste: Er will kreativ sein, doch wir gestatten es ihm nicht.«

Schatrows Einwände, die ähnlich und sogar noch entschiedener auch von anderen Theaterleuten formuliert wurden, zeigen deutlich, daß es bei der neuen Organisationsgründung um erheblich mehr als um bloße Formalien geht: Um Einübung in demokratische Formen, um wirkliche Mitbestimmung und eigenverantwortliches Handeln der Theaterkollektive selbst. Inzwischen wurde statt eines bloßen »Dachverbandes der Theatergesellschaften eine Analogie zu den bereits bestehenden Film- und Schriftstellerverbänden ein vollwertiger »Verband der Theaterschaffenden der UdSSR« gegründet. Zum Präsidenten wurden der Leningrader Schauspieler Kirill Lavrow und zum Ersten Sekretär Oleg Jefremow gewählt. Das Verbands-Statut wird nunmehr mit der Basis diskutiert und soll erst danach verabschiedet werden. Doch bereits der offene kritische Ton des Gründungsreferats von Kirill Lavrow machte deutlich, daß hier eine tatsächliche und durchaus auch kampfbereite Interessenvertretung der sowjetischen Theaterleute entstanden ist. In allen Einzelheiten wurden die kulturbürokratischen Behinderungen eines lebendigen Theaterbetriebs attackiert. Der administrative Kleinkrieg ebenso wie die Zensur, an deren Stelle nunmehr die Eigenverantwortung der Theaterkollektive treten soll. Also all das, was Dramenautoren, Regisseuren und Schauspielern immer wieder kreatives Arbeiten vergällte.

Am Anfang der neuen Entwicklung stand eine von der Partei selbst ermutigte Grundsatzkritik der bisherigen Theaterverhältnisse. Eröffnet wurde sie von einem Beitrag des Chefregisseurs des Moskauer Komsomol-Theaters Mark Zacharow. Unter dem Titel: »Beifall ist immer unteilbar: Warum ist es eigentlich unvorteilhaft, Theater zu spielen?« veröffentlichte er bereits im Juli 1985 in der »Literaturaja Gazeta« »polemische Anmerkungen zu brennenden Problemen des Theaterlebens«. Als Ursachen für sinkende Zuschauerzahlen, für zunehmende Ineffektivität und Frustration im Theaterbetrieb werden hier benannt: Eine »überaus baufällige und altmodische Theaterökonomie« »noch aus den

Vorkriegsjahren stammende Wirtschafts- und Organisationsideen«. Ein überholtes Repertoirekonzept. Die psychologischen und materiellen Folgen der Tatsache, daß »in jedem größeren Theater rund ein Drittel des Ensembles aus Inaktiven besteht«, für die Kontrollorgane eine der »Spezifik der Theaterkunst« zuwiderlaufende »Gleichbehandlung« fordern. Ein Finanzierungssystem, das die Lust zu aktiverem Einsatz nimmt: »Zeitweise kommt es zu dem nachgerade absurden Ergebnis, daß es unvorteilhaft ist, gut zu arbeiten«. Niedrige Gagen ließen Schauspieler immer wieder zu Film, Fernsehen und Rundfunk abwandern: »Das Gagensystem im Schauspiel-Theater hat häufig nur mehr symbolischen Charakter und kann nur schwerlich in Einklang gebracht werden mit dem sozialistischen Prinzip einer Bezahlung entsprechend der Arbeitsleistung«. Nicht zuletzt wird hierfür auch auf die permanente Einmischung inkompetenter Kontrollorgane verwiesen: »eine unglaublich große Zahl von Leuten, die uns anleiten sollen, hat eine ständig steigende Zahl von internen Regeln« Einschränkungen, Erläuterungen und Leitlinien aufgestellt, die den Theatern fast völlig ihr ökonomisches und kreatives Selbstbewußtsein, ihr Verantwortungsgefühl und die Manövrierfähigkeit für eine bewegliche Strategie und Taktik geraubt haben...«.

Mark Zacharows »polemischen Anmerkungen« folgte eine öffentliche Debatte in sämtlichen Massenmedien, die schließlich zur Ausarbeitung eines Pilotprojekts führte, daß ab 1. Januar 1987 in über siebzig Theatern von acht Sowjetrepubliken (Russische SFSR, Uk Ukraine Belorußland, Georgien, Armenien, Litauen, Estland und Kasachstan) gestartet wurde. Unter der etwas schwerfälligen Bezeichnung »Komplex-Experiment zur Vervollkommnung der Leitung und zur Erhöhung der Effektivität der Theaterarbeit«, kurz »Experiment« genannt.

»Experiment« heißt auch eine neue Rubrik der zentralen Verbandszeitschrift »Teatr«, die laufend über die Ergebnisse dieses Pilotprojekt berichten und debattieren soll. Der erste Beitrag unter dem programmatischen Titel »Erneuerung des Theaters« stammt vom stellvertretenden Kulturminister (»Theaterminister«) Zaizew. Es handelt sich dabei um eine Erörterung de Prinzipien und Dimensionen dieses »Experiments«. Auch Zaizew beginnt mit dem Problem faktisch sinkender Besucherzahlen: »Die allgemeine Theaterbesucher-Zahl scheint jährlich zu steigen, was aber nicht heißt, daß die Fragen des Zuschauerbesuchs als gelöst betrachtet werden können. Denn erstens geht der An stieg der Zuschauerzahlen teilweise auf da Konto zahlreicherer Vorführungen mit zugleich weniger vollen Häusern. Zweitens praktiziere viele Theater nach wie vor eine Zählung »tote Seelen«, also nicht der häufig auf administrativem Wege an öffentliche Einrichtungen verkauften Karten. Das Ergebnis heißt dann: »voll« Abrechnung, aber leerer Saal. Drittens bedient man sich eifrig sogenannter »Kassenerfolge« also dümmlich unterhaltender Machwerke Man sollte bedenken, daß unter den neuen Bedingungen die Gefahr einer kommerziell orientierten Repertoire-Politik wächst«. Nicht ignorieren solle man auch die Tatsache, daß »viel Theaterkollektive, deren Leiter und unsere Kulturorgane« eine »noch abwartende Position einnähmen und zeitweilig mit Schönrednerei die lebendige Sache ersticken«. Das Ziel des Experimentes sei es« »einen effektivere organisatorisch-kreativen und ökonomische Mechanismus der Theaterarbeit zu schaffen« Deshalb würden dem Theater »große Möglichkeiten für eine selbständige Arbeit mit den Autoren gegeben: das Recht, mit ihnen Verträge für ein neues Stück zu schließen. Das Recht dieses Stück dann unmittelbar den zuständigen Organen zuzuleiten, die über dessen öffentliche Aufführung entscheiden, wofür zusätzliche Honorare ausbezahlt werden. »Erheblich erweiterte werden sollen auch die Rechte des vom Theaterkollektiv nunmehr wahlweise geheim oder öffentlich gewählten »künstlerischen Rates«, der über »Stückwahl, »Künstlerhonorare«, »Einführung zeitweiser Aufschläge« und »Prämien« zu entscheiden hat. Verwiesen wird auch auf die »Personalprobleme« des neuen Systems Bereits bei den Wahlen, die im März 1986 in 473 Theatern stattfanden, wurden 394 (von über 4500« nicht wiedergewählt und weitere 11 2 Personen baten um »Ausscheiden auf eigenen Wunsche, d.h. daß über 10 Prozent ausscheiden, was insbesondere für die Möglichkeiten des Nachwuchses wichtig sei. In den Kulturministerien Lettlands, Tadshikistans und Turkmeniens kam es zudem zu Ablösungen von Funktionsträgern, die »Verletzungen der Wahlnormen« zuließen.

Entscheidend sind schließlich die ökonomischen Reformen. Sie bedeuten nicht etwa die Einführung von »Privattheatern«, wie voreilig und spekulativ in hiesigen Medien gemeldet wurde. Immerhin aber einen größeren finanziellen Stimulus: »Um die Gewinnung von mehr Zuschauern zu aktivieren, wird jedes Prozent an Mehreinnahmen in bestimmter Proportion automatisch den Arbeitslohn-Fond erhöhen.« Den Theatern werden ferner Bankkredite bis zu 50.000 Rubeln (ca. 400.000DM pro Jahr eingeräumt. »Die Stärkung der wirtschaftlichen Selbständigkeit des Theaters drückt sich ferner in der Festsetzung einer stabilen staatlichen Förderungssumme aus«. Außerdem in einem »elastischeren Preisbildungs-System«, daß dem Theater ermöglicht »Aufschläge oder Abzüge der bestehenden Kartenpreise entsprechend der Zuschauer-Nachfrage und der künstlerischen Qualität ihrer Inszenierungen vorzunehmen«. Noch einmal wird in diesem Zusammenhang die Gefahr einer Niveausenkung aus ökonomischen Gründen angesprochen: »Wenn die Jagd nach ökonomischen Einspielziffern das Theater zu einer Bedienung anspruchsloserer Zuschauerschichten mit bloßen Unterhaltungsbedürfnissen verführt, zu jener »Estradisierung« also, gegen die wir ständig polemisieren« dann bedeutet dies, daß ein solches Theater weder Sinn, noch Inhalt des Experiments begriffen hat«. Eine entscheidende Rolle wird in diesem Zusammenhang einer Qualifizierung von Theaterwissenschaft und -kritik gegeben. Ebenso natürlich auch der Ausbildung des Nachwuchses.

Überaus wichtig sei es, daß sich »Arbeitsstil und -methoden der Kulturorgane entscheidend ändern«: »So schnell wie möglich muß mit Indolenz, Routine und Bürokratismus auf allen Ebenen, einschließlich des Kuturministeriums der UdSSR, Schluß gemacht werden.«

Der neue theaterpolitische Kurs in der Sowjetunion, wie überhaupt alle Bemühungen um größere Demokratisierung, hat ganz sicher historische Bedeutung. Michail Schatrow erinnert in seiner bereits zitierten Rede auf dem Schriftsteller-Kongreß nicht zufällig an das Jahr 1956 »Ich erinnere mich an den Frühling des Jahres 1956, an den XX. Parteitag. Ein gigantischer Aufbruch des Landes, das sich von antileninschen Fesseln befreite. Aber auch daran, wie wir allmählich, Schritt für Schritt wichtige Positionen aufgaben. Ich erinnere mich daran, wie ich in einem bestimmten Moment nicht gegen das Unrecht aufgestanden bin, als wir uns wieder dem Alten zuwendeten. Die Geschichte gibt uns zum zweiten Mal eine Chance. Unser aller Aufgabe, die Aufgabe der Schriftsteller, der Kunst und Kulturschaffenden ist es, diese Chance nicht zu verpassen...«

Konkret 03/87, S. 50

**Friedrich Hitzer; Michail Schatrow**

# »Jede Unwahrheit richtet sich gegen uns selbst«

**KONKRET.** Bei deinem neuesten Stück »Diktatur des Gewissens« hätten es manche, wie ich weiß, lieber, es lautete »Diktatur des Proletariats« Vor einem Jahr - du warst gerade fertig geworden mit dem Manuskript - hieß es noch »Spasibo« (Danke) Worum geht es? Und was ruft das überwältigende Interesse hervor?

**Schatrow:** Das ist ein politisches Stück, und es handelt davon, was ist echter Sozialismus und was ist Deformation von Sozialismus, die jedoch von etlichen als der einzige, wahre Sozialismus ausgegeben wird. Der Form noch ist das Stück ein Gericht über Lenin, wo Menschen über seine Ideen und die Praxis dieser Ideen richten und urteilen. Da ein solches offenherziges Gespräch auf der Bühne bei uns zum ersten Mal läuft, ruft das eine stürmische Reaktion im Zuschauerraum hervor. Diese Auseinandersetzung scheint die Menschen zu fesseln, das ist einfach eine Fortsetzung der Auseinandersetzung, die es beim 27. Parteitag der KPdSU gegeben hat - die Fortsetzung der Kontroversen, die in der gesamten Gesellschaft stattfinden.

**KONKRET:** Wer klagt Lenin an? Und worin klagt man ihn an?

**Schatrow:** Zunächst geht es um die Frage, was ist überhaupt Sozialismus? Das fragte auch Dostojewski. Was er darunter verstand, hat er im Roman »Die Dämonen« dargestellt. Unter den Anklägern findet sich also ein Held dieses Romans, der erörtert, was er unter Sozialismus versteht. Und es stellt sich dabei heraus, sein Sozialismus ist der Sozialismus, den es in Kampuchea gegeben hat. Und es ergibt sich, daß es die Verletzungen des Sozialismus sind, die es auch in unserem Land gegeben hat. Für diese Art von Sozialismus hatten Marx und Engels den Begriff Kasernensozialismus. Das ist der eine Fragenkomplex. Dann findest du auch Probleme, die mit dem Leben unserer Jugend zu tun haben, mit dem Zynismus und der Doppelmoral. Woher kommt das? Woher die Lüge? Warum das Streben von jungen Menschen, sich aus de gesellschaftlichen Verantwortung zurückzuziehen, was ruft ihre apolitische Haltung hervor und die Verweigerung? Da werden eben viele Probleme, die die Gesellschaft wirklich bewegen, au die Bühne geholt und öffentlich erörtert.

**KONKRET:** Wie tief geht der Konflikt? Die neu Führung um Michail Gorbatschow und all derjenigen, die ihn unterstützen, die nicht in der Loge abwarten, ob es ihn den Hals kostet, das kann sich doch nicht ohne heftigen Kampf abspielen?

**Schatrow:** Natürlich ist das ein sehr heftiger Kampf.

**KONKRET:** Was ist das für ein Kampf? Es fließt kein Blut, ist das wie unter englischen Gentlemen, kühl, höflich und doch bis aufs Messer?

**Schatrow:** Das ist vieles. Da ist der Kampf gegen die Trägheit im Menschen, mit seiner ganzer Unlust aufzuwachsen und wirklich Herr der Dinge zu werden; mit seinem Unglauben an die eigener Möglichkeiten - darin sehe ich die Hauptlinie de. Kampfes. Die andere Linie verläuft dort, wo Menschen gezwungen sind, ihre Posten zu räumen Privilegien der Macht abzugeben - das ruft nicht gerade Begeisterung über den neuen Kurs de Partei hervor. Doch die Hauptlinie des Kampfe betrifft die Menschen, die keine Privilegien habe und keine Macht, sie zu gewinnen für Verantwortung und den Prozeß der Erneuerung, das geht Millionen Menschen an. Wenn das gelingt, dann haben wir einen grandiosen Schritt voran getan. Worum geht es denn dabei? Es gibt die Formel Sowjetmacht. Was ist das? Sowjetmacht ***für*** die Werktätigen? Oder ist das Sowjetmacht ***der*** Werktätigen? Die Revolution hatte die Sowjetmacht der Werktätigen selbst angestrebt. Kommt es aber zur Sowjetmacht für die Werktätigen, ergibt sich daraus ein riesiges Feld für jede Art unerwünschter und abstoßender Erscheinungen.

**KONKRET:** Ist es nicht so, was Kritiker und Gegner der Sowjetunion schon immer behaupteten, die einen aus Enttäuschung, die anderen aus Häme, nämlich daß Sozialismus und Sowjetmacht nur Fassade seien, nie die Macht der Werktätigen repräsentiert haben, sondern immer nur die Macht der Parteinomenklatura über die Werktätigen. Das war dann so falsch doch nicht, und zugleich war es doch gelungen, eine Verfälschung der ursprünglichen Ideen für die Wahrheit auszugeben? Oder?

**Schatrow:** Das Feld der Demagogie ist groß. Bei allen. Die Sowjetmacht, die wir erreicht haben und die Macht, die wir erreichen wollen, ist so einfach nicht, da gibt es noch eine ganze Wegstrecke zurückzulegen, vor allem. Wir bringen die Korrekturen und die Änderungen selbst an. Denn wir sehen ziemlich genau, was wir erreicht haben und was nicht.

**KONKRET:** Gut, jetzt ist also die Rede von ***perestroika,*** von Umgestaltung. Wie sieht man das in der Bevölkerung? Wie sind die Erwartungen? Hat man nicht schon oft so schöne Worte gehört, aus denen dann am Ende doch nichts Neues herauskam?

**Schatrow:** Die meisten fangen an zu begreifen, es geht nicht so vonstatten, als würde man am nächsten Morgen aufwachen und alles wäre schön und gut. Selbstverständlich ist das ein langfristiger Entwicklungsprozeß, der tiefwurzelnde Strukturen aufbricht und ändert. Darauf ist jetzt alles ausgerichtet.

**KONKRET:** Gibt es dafür konkrete Beispiele?

**Schatrow:** Schon jetzt sind sie nicht aufzuzählen, sie betreffen die Ökonomie, demokratische Erneuerungen, die Massenmedien, die - im Vergleich zu gestern - plötzlich interessanter arbeiten - das durchzieht alle Sphären des Lebens. Es greift auch in den Verbänden der Kulturschaffenden. Nehmen wir das Gebiet des Theaters - da wirkt einerseits das Ministerium für Kultur, andererseits der Verband der Theaterschaffenden, überall tritt an die Stelle der Exekutive mehr und mehr Selbstverantwortung. Auf allen Gebieten sind solche Veränderungen in Richtung Demokratisierung im Gang.

**KONKRET:** Was ist von 1987 zu erwarten?

**Schatrow:** Die Zeitschriften haben angekündigt, daß sie eine ganze Reihe aufschlußreicher Werke veröffentlichen wollen. Da ist vor allem der Roman von Anatoll Rybakow, »Kinder des Arbats«, in dem versucht wird, mit künstlerischen Mitteln die Figur Stalin zu begreifen und den neuen Generationen zu erzählen, was in unserem Leben noch vom Vergangenen enthalten ist und was schon nicht mehr dazu gehört. Da ist der Roman von Wladimir Dudinzew, »Weiße Gewänder«, er handelt vom Kampf nach dem Krieg, als eine ganze Richtung der Wissenschaft (der Genetik) vernichtet wurde. Wir haben dafür leider einen teuren Tribut bezahlt, als dann auch noch die Kybernetik zur »unmarxistischen« Pseudowissenschaft erklärt worden ist. Wir hatten damals mit der Quacksalberei eines Lyssenko zu tun, mit einem Klima der Antikultur, der Antiwissenschaft und des Anti-Wissens. Wir hoben sehr viel verloren, sehr viel. Dann wird es noch einen neuen Roman von Juri Trifonow geben, der nicht veröffentlicht worden ist. Nach meinem Gefühl wird das Jahr 1987 ein recht produktives Jahr für Kunst und Literatur werden.

**KONKRET:** Es wird der 70. Geburtstag der Oktoberrevolution sein, den wird man wohl nicht mehr so begehen können, wie das bei den zurückliegenden, fast schon erstarrten Ritualen der Fall war. Was hast du selbst in Vorbereitung?

**Schatrow:** Die Zeitschrift »Nowyj Mir« wird mein Stück »Brestki Mir« (Der Friede von Brest-Litovsk) veröffentlichen. Da geht es um die Geschichte, wie Rußland aus dem ersten Weltkrieg herauskam, um den Frieden mit dem deutschen Kaiserreich und um den Kampf in der Partei der Bolschewiki - innerhalb des Zentralkomitees. Lenin auf der einen Seite und die Leute, die ihn unterstützen; auf der anderen Seite Bucharin und die Gruppe der linken Kommunisten und zwischen ihnen Trotzki. Das ist für uns heute ein ziemlich aktuelles Thema. Damals ging es um die strategische Notwendigkeit, für die Revolution den Frieden zu sichern und nicht den Krieg fortzusetzen oder gar die Revolution gewaltsam anderen aufzudrängen. Das wird 1987 von mir kommen, man bereitet das Stück für eine Inszenierung zum Frühjahr vor - in Moskau.

**KONKRET:** Glaubst du, man begreift in anderen Ländern, was sich derzeit in der Sowjetunion abspielt?

**Schatrow:** Ich bin nicht viel herumgekommen in der letzten Zeit. Da und dort treffe ich aber mit Leuten aus anderen Ländern zusammen. Natürlich begreifen bei weitem nicht alle, was vor sich geht, sie sind einfach schlecht informiert. Was ist die Hauptsache? Ich kann da nur wiederholen, was da schon vor mir gesagt wurde - vor allem von Lenin. Die internationale Pflicht der russischen, aller sowjetischen Kommunisten besteht darin, in unserem Land eine sozialistische Gesellschaft so aufzubauen, daß sie den Völkern die verwirklichte Idee gibt, nicht Bücher und Reden, nicht Deklarationen und Behauptungen, sondern die Taten, die zeigen, daß es gemacht wird, das heißt - es ist möglich, eine integre Gesellschaft zu haben, die sich von Prinzipien der Gerechtigkeit und Moral leiten läßt. Ich denke, das begreifen gerade jetzt viele, daß es nur so gehen kann.

**KONKRET:** Manchmal habe ich den Eindruck, anderswo wartet man ab, was dabei herauskommt - mit anderswo meine ich nicht nur Gegner des Sozialismus oder Skeptiker, sondern auch bestimmte Kommunisten. Vor 70 Jahren waren alle von der Oktoberrevolution überrascht, hingerissen und begeistert. Ihre Gegner wollten sie in der Wiege ersticken, die Enthusiasten blieben auch dann noch hymnisch, als ihre Ziele verraten, ihre Ideale durch Verbrechen deformiert wurden. Und jetzt gibt es erneut einen so nicht erwarteten Bruch mit dem, was war, und wiederum sieht es so aus, als würden zu viele nur zuschauen, ob die das wirklich schaffen.

**Schatrow:** Das stimmt...

Konkret 03/87, S. 53

**Gaby Zipfel**

# Die neue Leibeigenschaft

**Die Reproduktionsmediziner basteln noch am perfekten Wunschkind. Die perfekte Wunschmutter dazu ist eine von Gentechnikern und Humanbiologen gewartete Gebärmaschine, tauglich auch als Ei-Spenderin und Embryo-Brüter. Die Frauenbewegung reagiert spät auf die neuen Zumutungen**

*Es ist gewiß kein Zufall, daß die 'Politik der Wende', so wie sie von unserer gegenwärtigen Regierung in Szene gesetzt wird, zwei Gesichter hat: zum einen die hemmungslose Durchsetzung der neuen Techniken, zum anderen Lob und Preis für Wärme, Emotionalität, Liebe, Rücksichtnahme, Opferbereitschaft: kurzum Mütterlichkeit, Weiblichkeit.«*
*(Christel Neusüß)*

Gegenwärtig debattieren Experten – Techno-Docs, Juristen, Politiker und Kirchenvertreter – die Chancen und Durchsetzungsmöglichkeiten der so vieles versprechenden Gen- und Reproduktionstechnologien. Wie bereits der Bericht der Benda-Kommission zur in-vitro-Fertilisation, Genomanalyse und Gentherapie, so zeichnet sich auch der im Januar vorgelegte Bericht der Bonner Enquête-Kommission durch halbherzige Soll- und Kann-Bestimmungen aus. Der Eindruck liegt nahe, daß die öffentliche Diskussion nur zugelassen wird, weil das Kind schon in der Petri-Schale liegt. Von Anfang an mußten Frauen dafür herhalten, Akzeptanz gegenüber der genetischen Bastelsucht zu schaffen. Als hautnah Betroffene wird ihnen jedoch keine Einflußnahme zugestanden. Immer noch wirksam scheint vielmehr jene (männliche) Ideologie von der Frau als Wildwuchs der Natur. Und den gilt es in den Griff zu kriegen.

Den Einstieg in die öffentliche Diskussion um die Gentechnologie lieferten die Fertilitäts- und Reproduktionstechnologien. Da wurde das Elend steriler Elternpaare beschworen, denen die Erfüllung des natürlichsten aller Wünsche versagt ist – den nach dem eigenen Kind. Selten bis nie kamen dabei die möglichen Ursachen von Sterilität zur Sprache: Umweltzerstörungen, Folgewirkungen fragwürdiger Verhütungsmethoden, gynäkologischer Pfusch am Unterleib. Und möglicherweise folgenschwerer als all das: die immer noch unmöglichen Lebensbedingungen von Frauen, die ihnen nicht wirklich zugestehen, als arbeitende, ökonomisch unabhängige, vollwertige Menschen gleichzeitig Mutterschaft leben zu können.

Die Ambivalenz des Kinderwunsches prägt den weiblichen Alltag. Sie ist Reflex auf die Ambivalenz der konjunkturabhängigen Funktion weiblicher Arbeitskraft. Genau da setzte vor mehr als zehn Jahren der Frauenkampf an. Damals ging es um die Abschaffung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung und um die Herstellung von frauenwürdigen Lebens- und Arbeitsbedingungen. Inzwischen wird die Frauenfrage als »Soraya-Syndrom« abgehandelt – auf dem Niveau der Regenbogenpresse: Herausgedrängt aus dem Erwerbsleben, findet auch die sterile Frau Erfüllung in der Mutterschaft. Die Fertilitätsmedizin macht's möglich.

Das erste »Retortenbaby« kam im Juli 1978 zur Welt. Seither gibt es annähernd 10.000 Kinder, die ihr Leben den modernen Fortpflanzungstechniken (Retortenbefruchtung, Tiefkühltechnik und Embryotransfer) verdanken. Großaufnahmen strahlender Mütter und stolzer Väter verbergen die eher traurige Tatsache, daß in 90 Prozent aller Fälle die unsäglichen Mühen künstlicher Befruchtung vergeblich waren. Die Prozeduren (hormonelle Zyklusregulierung, Sex nach Stundenplan, schwerwiegende operative Eingriffe zur Ei-Entnahme und späteren -Einpflanzung, das totale Ausgeliefertsein an die medizinische Technik) wirken weit eher wie medizinische Versuche am lebenden Material, kaum wie medizinische Hilfestellung. Die physischen und psychischen Folgen betreffen alle Frauen: Frau verkommt zum »fötalen Umfeld«, eigene Interessen und Rechte werden ihr abgesprochen zugunsten des »Schutzes ungeborenen Lebens«.

Die Auseinandersetzung mit den Scheußlichkeiten der Leihmutter-Wirtschaft (die eine Marktwirtschaft ist und auch nach deren Gesetzen funktioniert) verschleiert eher den viel weitergehenden Mißbrauch von Fraueninteressen. Kinderwunsch und Mutterliebe werden zum Vehikel für das, was folgen soll: Für den Einsatz der Gentechnologie als soziale, eugenische und rassistische Waffe.

Eine synthetische, verdreckte, militarisierte Welt braucht Menschen, die resistent genug sind, um mit Katastrophen fertig zu werden, Menschen, die problemlos funktionieren und nur geringe gesellschaftliche Kosten verursachen. Da bedarf es anderer Kaliber als der bisher von Frauen produzierten »enfants banales.« Von der Idee der Menschenzüchtung scheinen viele Genetiker geradezu triebhaft fasziniert. »Die besten Geister der Menschheit werden genetische Methoden entwickeln, die neue Eigenschaften, Organe und Biosysteme erfinden, die den Interessen, dem Glück und der Herrlichkeit jener gottgleichen Wesen dienen, deren dürftige Vorahnung wir elende Kreaturen von heute sind.« So der US-amerikanische Eugeniker Hermann Joseph Muller, der den bedrohten Industriegesellschaften auch gleich eine »genetische Offensive« zum Schutz und zur künftigen Auswahl des Erbguts vorschlug.

Der Zeitpunkt für eine solche Offensive ist günstig. Denn mit der neuen Reproduktionsmedizin steht den Genetikern jetzt ein (populäres) Erprobungsfeld für die gezielte Erbgutmanipulation zur Verfügung. Die Reagenzglasbefruchtung liefert

Erkenntnisse und Hilfstechniken für Eingriffe in die menschliche Keimbahn.

Das »Material« für diese Art von Forschung wird von Frauen produziert, unfreiwillig und unentgeltlich. Denn bei der Invitro-Fertilisation entstehen unweigerlich »überschüssige« Embryonen, die sich für Gen-Experimente nutzen lassen. Wo nicht genug Eier und Embryonen »abfallen«, kann mittels hormonal produzierter Superovulationen unauffällig nachgeholfen werden. Tiefgekühlt konserviert können sie später jederzeit eingesetzt werden. Es muß ja nicht der Mutterbauch sein. Der Bedarf an solchem »Forschungsmaterial« jedenfalls ist groß. Die Kieler Reproduktionsmedizinerin Mettler: »Ich frage mich manchmal: Warum eigentlich soll ein Ehepaar nicht einen Vierzeller abgeben dürfen, damit darauf Knochenmarkszellen gezüchtet werden können? Diese könnte man nämlich zur Heilung von Blutkrebs einsetzen.«

Bedenken gegen die Experimente an Embryonen werden mit dem Argument gekontert, wer die Abtreibung bejahe, dürfe andererseits nicht ein Lebensrecht von Embryonen einklagen. Als habe es nie eine Diskussion um das Recht der Frauen auf ein selbstbestimmtes Leben gegeben. Vielmehr wird nun die schwer erkämpfte und mehr als unzureichende Möglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs benutzt, um die Freigabe der Retortenembryos für Forschungszwecke zu erreichen und die Experimente zu legitimieren.

Die Öffentlichkeit wird sogar geködert mit dem Hinweis darauf, daß die humangenetischen Forschungen den Frauen selbst nützten, indem sie das Kinderkriegen weniger riskant machten und das Austragen ausschließlich »gesunder« Nachkommen in erreichbare Nähe rückten.

So wird auch noch die zunehmende, durch Umweltskandale verstärkte Angst vieler Frauen, behinderte Kinder in die Welt zu setzen, ausgebeutet.

Solange die Gebärmutter mit Steckdosenanschluß noch auf sich warten läßt, wird plötzlich jede Schwangerschaft zur Risikoschwangerschaft. Zum Risiko vor allem für den Fötus, der der dunklen unkontrollierten Mutterbauchhöhle ausgeliefert ist. Die pränatale Diagnostik, Fruchtwasseruntersuchungen und Chorionzottenbiopsie, verheißen den vorgeburtlichen body-check. Allerdings wird nicht gehalten, was versprochen wird. »Die pränatale Diagnostik gibt keinen Steifknopf ins Ohr«, warnt der Biologe Jörn Bullerdiek, wissenschaftlicher Mitarbeiter der humangenetischen Beratungsstelle Bremen, vor allzu großen Erwartungen.

Wurde schon die Frage nach den Ursachen der Sterilität weitgehend ausgeblendet, so wird auch hier ungenügend aufgeklärt: Denn 97 Prozent aller Kinder werden gesund geboren. Die meisten Behinderungen sind nicht genetisch bedingt, sondern Folge von Krankheiten während der Schwangerschaft, von Medikamenteneinnahmen, Problemen während der Geburt oder geburtshilflichen Fehlern. So konnte jüngst in Hamburg auch Ultraschalluntersuchungen nicht verhindern, daß ein Zwilling im Mutterleib übersehen und schwer behindert, weil zu spät geboren wurde.

Aber auch genetisch bedingte Krankheiten wie »offener Rücken« oder Chromosomenanomalien sind durch die Fruchtwasserspiegelungen nicht auszuschließen. Dafür muß die Schwangere bis zur 22. Woche bangen und sich ein neutrales Verhältnis zum Fötus antrimmen. Erst dann stehen die Untersuchungsergebnisse fest.

Die Chorionzottenbiopsie, eine Gewebeentnahme der Zottenhaut, befindet sich noch im Experimentierstadium. Sie ermöglicht eine Untersuchung der embryonalen Chromosomen in der 8.-10. Schwangerschaftswoche. Bei beiden Methoden muß das Risiko der Fötusschädigung und das einer Fehlgeburt in Kauf genommen werden.

Je genauer das menschliche Genom aber in Zukunft untersucht sein wird, desto genauer werden auch die Informationen über die genetische Ausstattung eines Menschen sein, lange vor seiner Geburt. Je gründlicher aber die Diagnose, desto größer die Zahl erkennbarer Defekte. Wir werden alle irgendwo anormal, denn wie sollte er wohl aussehen: der Mensch mit l00prozentig »richtigen« Genen?

Die bei näherer Betrachtung eingeschränkten Möglichkeiten der pränatalen Diagnostik, Behinderungen zu vermeiden, stehen in keinem Verhältnis zu ihren fatalen Folgen. Sie verändern das Verhältnis zum Kinderkriegen nicht nur dadurch, daß die Schwangere abhängig vom Experten wird.

Sie weckt auch das Bedürfnis nach dem Qualitätskind, ausgesucht nach Geschlecht, Haarfarbe, Körperbau, Intelligenz etc. Das solche Bedürfnisse existieren, zeigen die Kataloge, mit denen Leihmutter-Agenturen hausieren gehen, ebenso wie die »Samenbank der Nobelpreisträger« – beides Errungenschaften der US-amerikanischen Humangenetik.

Daß sich das Verhältnis zur Behinderung und zu den Behinderten unter solchen Bedingungen gefährlich verschlechtern wird, ist absehbar.

Insgesamt wird der Handlungsspielraum, selbstbestimmt mit den Risiken einer Schwangerschaft umgehen zu können, immer mehr zur Illusion. Und die Verantwortung wird individualisiert: Frau kann selbst bestimmen, muß selbst verantworten und ist am Ende selbst »schuld«, in jedem, auch in dem Fall, in dem die pränatale Diagnostik eine Behinderung eines Kindes nicht verhindert hätte.

Rosige Zeiten für die Reformer des Wohlfahrtsstaates, für die Kranken- und Lebensversicherungen und alle Kritiker der teuren Solidargemeinschaft. Zwar wird in der öffentlichen Diskussion der korrigierende Eingriff in menschliche Keimbahnen ausgeschlossen, moralisch tabuisiert. Beruhigen kann dies nicht.

Die Angst der Frauen, in einer Umwelt, die Behinderung hart bestraft, ein behindertes Kind zu bekommen und auf keine Hilfe rechnen zu können, ist für die Gen-Forschung nur zusätzliche Motivation.

Nicht von ungefähr war es die Auseinandersetzung um die Reform des Paragraphen 218, die die Neue Frauenbewegung in der BRD auf die Beine brachte. Frauen wollten ausbrechen aus dem Zwangszyklus der Müttergenerationen. Leib-Eigenschaften sollten nicht länger zur Leibeigenschaft verdammen. Die Selbstbestimmung über die Gebärpotenz stand auf dem Programm. Dem Existenzrecht eines Kindes setzten Frauen das Recht auf ein selbstbestimmtes Leben entgegen. Sie wehrten sich gegen die Ungeheuerlichkeit, strafverfolgt zu werden für einen Schritt, der ihnen durch gesellschaftliche Umstände aufgezwungen wird. Frauen wollten alles: arbeiten, ökonomisch unabhängig sein, Politik machen, zum Beispiel gegen Sexismus, gegen Verhältnisse, die ihnen nicht erlauben, Kinder zu haben und erwerbstätig zu sein. Immerhin gelang es, sichtbar zu machen, was bisher privat ausgetragen wurde: die »Arbeit aus Liebe«, die Frauen unentgeltlich als Karrierebegleiterinnen leisten, die gesellschaftlich notwendige Reproduktionsarbeit, vor deren Übernahme und Bezahlung sich eben diese Gesellschaft auf Kosten der Lebensmöglichkeiten von Frauen drückt. Es gab eine Übereinkunft, daß all diesen Experten, Medizinern, Theologen und Juristen der Anspruch, als moralische Instanz zu gelten, abzusprechen sei, solange diese sich einen Dreck um weibliche Lebensmöglichkeiten kümmern.

Jetzt scheint die Abhängigkeit der Frau von eben diesen Experten total zu werden. Ihr Einstieg ins Erwerbsleben erweist sich als unabgesichert. Trotz aller Beteuerungen ist die Vereinbarkeit von Familie und Beruf nicht in Sicht. Es hinterläßt zwangsläufig Spuren, wenn ein wichtiger Lebensbereich, die Gebärpotenz, als Behinderung erlebt, wegdefiniert oder auf »später« verschoben werden muß.

Geben Frauen trotz aller Risiken und Einschränkungen ihrem Kinderwunsch nach, müssen sie jetzt erleben, daß sie Dilettantinnen sind, der Expertenhilfe bedürftig. Sofern sie sich dieser willig ausliefern, dürfen sie sich einreden lassen, daß an ihrer sanften Macht der Mütterlichkeit die Welt unentgeltlich genesen kann.

Konkret 03/87, S. 54

**Oliver Tolmein**

# Der Schoß ist fruchtbar noch

**Als die Frauen der »Roten Zora« im vergangenen August dem Münsteraner Institut für Humangenetik einen heißen Besuch abstatteten, fielen ihnen auch ein paar Aktenordner in die Hände. Was sie jetzt daraus veröffentlichten, zeigt eines: die Erbforscher sind um ein freundliches Image bemüht. Die Leute sollen freiwillig zur genetischen Erfassung antreten**

Das Eingangsschild des Humangenetischen Instituts Münster ist leicht zu übersehen: Lorbeersträucher verdecken die Metallplatte. Den Wissenschaftlern dort mag das gelegen kommen. Nicht wegen des Ruhmes. Das stolze Vorzeigen des eigenen Namens ist für die Genetiker mittlerweile riskant geworden. Selbst die Enquête-Kommission des Bundestags »Chancen und Risiken der Gentechnologie« hat von ihrem Haus in der Bonner Winston-Churchill-Straße 11 das Türschild entfernen lassen, nachdem im Sommer letzten Jahres die »Rote Zora« einen Brandanschlag auf das Münsteraner Institut verübt hatte – den dritten auf eine Gentechnische Einrichtung. Daß es dabei nicht nur um Zerstörungen geht, hatten bereits 1983 Hamburger Attentäter deutlich gemacht, die in die Beratungsstelle der Hamburger Humangenetikerin Stockenius eingebrochen waren: das umfangreiche, dort »ausgelagerte« Beratungsmaterial dokumentierte die Nähe von Frau Stockenius zu rassehygienischen Vorstellungen, die im deutschen Faschismus der Ausmerzepolitik zugrunde gelegen hatten.

Vergleichbares fanden die »Rote Zora«Frauen in Münster nicht. Jetzt, sechs Monate nach dem Anschlag und rechtzeitig zur Vorlage des Abschlußberichts der Enquête-Kommission, haben sie Teile der entwendeten Materialien zusammen mit einem Positionspapier veröffentlicht: »Bei der Durchsicht der Akten haben wir keine spektakulären Schweinereien aufgedeckt. Das heißt allerdings nicht, daß hier solche nicht passieren, da unsere Auswahl nicht repräsentativ ist. Wichtig für uns ist, von der Fixierung auf Skandale wegzukommen. Sie gehören zwar zu diesem System und sind als solche zu denunzieren. (... ) Es ist vielmehr die alltägliche Normalität – das Erfassen und Aufarbeiten der Daten, das Einpflanzen des Selektionsgedankens in die Köpfe der Menschen – die die Gefährlichkeit dieser Institute ausmachen.«

Während sich manche Kritikerinnen und Kritiker noch darauf konzentrieren, die Kontinuität von faschistischer Rassenhygiene und BRD-üblicher Humangenetik nachzuweisen, distanzieren sich die vorsichtigen Vertreter der derart angegriffenen Zunft bereits von solchen Kollegen wie Dr. Marianne Stockenius. Auf Veranstaltungen gegen humangenetische Beratung melden sich inzwischen auch »linke«, im Genetikbereich arbeitende Wissenschaftler zu Wort, sprechen sich für das Selbstbestimmungsrecht der Frauen aus, verteidigen aber auch die eigene Arbeit. Die Mainzer humangenetische Beratungsstelle lädt gar Ernst Klee ein, der die Praktiken der Vernichtungsmedizin im Dritten Reich untersucht und dokumentiert hat, um ihm vorzuführen, wie wenig behindertenfeindlich die Beratungstätigkeit verlaufe. Und in den Protokollen von Genetikertagungen muß man schon sehr genau lesen, um ausdrückliche Argumente für Auslese und Ausmerze zu finden**.**

Also falscher Alarm? Die Humangenetik doch harmloser als gedacht? Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Die Selektions- und Erfassungsgedanken bilden nach wie vor die konzeptionelle Grundlage der humangenetischen Beratung, sie prägen allerdings die Beratungspraxis derzeit weniger, als ursprünglich vermutet. Die Humangenetiker bewegen sich auf anderen Wegen, weichen den Angriffen auf ihre Arbeit geschickt aus und sind dabei, das zu gewinnen, was sie für ihre Arbeit derzeit am meisten brauchen: Vertrauen. Die »Forderung, daß alle Paare mit begründbarem Bedarf an Beratung tatsächlich einer Beratung zugeführt werden sollten,« erscheint dem Münsteraner Humangenetiker Prof. Widukind Lenz deshalb, wie er in einer Broschüre ausführt, »mindestens zum gegenwärtigen Zeitpunkt unrealistisch und unklug.«

Deswegen betonen Berater wie Lenz auch immer wieder die Freiwilligkeit aller Maßnahmen, ohne allerdings auf den bevölkerungspolitischen Rahmen ganz verzichten zu wollen: »Würde die genetische Beratung sich der 'Volksgesundheit' unterordnen, so würde sie rasch an Vertrauen und Ansehen verlieren. Andererseits erscheint es durchaus legitim, daß Ratsuchende sich auch Gedanken über ihre Verantwortung gegenüber weiteren Generationen machen (...) dann ist eine strikte Priorität des eigenen Interesses vor dem Allgemeininteresse schwer vertretbar«. Das schlechte Image muß weg, da sind sich die Wissenschaftler einig. Die Leute müssen freiwillig kommen – und sich davon etwas versprechen. Die Umstände dafür sind günstig: die Angst, ein behindertes Kind zu bekommen, wächst angesichts der konventionellen und atomaren Umweltverseuchung. Die konservative Sozialpolitik, die auf der Suche nach effektiven Billigpflegemodellen ist, die im Rehabilitationsbereich Mittel kürzt und die die Spaltung in der Gesellschaft insgesamt vorantreibt, übt zusätzlichen Druck auf Eltern aus, behinderte Kinder als kaum vertretbare Last erscheinen zu lassen.

Von der Unsicherheit und Angst hatte bereits 1956 der Direktor des Münsteraner Instituts für Humangenetik, Otmar von Verschuer, der Vorgänger von Professor Lenz, dessen Archiv der Anschlag der »Roten Zora« gegolten hat, profitiert. Verschuer, im Dritten Reich ein renommierter Rassehygieniker, der unter anderem Josef Mengele zu seinen Schülern zählte, hat 1956 im Atomministerium (damals amtierenden Minister: Franz Josef Strauß) mit Verweis auf die allgemeine Angst vor Erbschädigungen durch den radioaktiven Fallout nach Hiroshima, Nagasaki und nach den Atombombentests,

Mittel für ein großangelegtes humangenetisches Projekt beantragt und bewilligt bekommen: die Erfassung sämtlicher Neumutationen im Regierungsbezirk Münster, um etwaige Veränderungen konstatieren und hochrechnen zu können. Das von Verschuer konzipierte Register, und das führt zu den von der »Roten Zora« entwendeten Materialien zurück, wurde von Professor Wilhelm Tünte weitergeführt – mit anderer Zielrichtung. Tünte interessierte sich nicht für Neumutationen durch radioaktiven Fallout, er benutzte die Daten als empirische Basis für die Entwicklung der noch neuen Fachdisziplin »Sozialgenetik«. Den jetzt zugänglich gemachten Dokumenten zufolge, ist das Ziel dieser 1971 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Arbeit, »die soziale Dimension genetischer Erkrankung sichtbar und meßbar zu machen, um ein umfassendes Konzept zur Intensivierung der genetischen Beratung zu entwickeln, in dem neben den genetischen Fragen auch die sozialen und psychischen Aspekte Berücksichtigung finden«. Themen sozialgenetischer Untersuchungen, wie sie auch in Göttingen und Hamburg betrieben werden, sind »die Beziehungen zwischen Intelligenz, Schichtzugehörigkeit und Kinderzahl, die Abhängigkeit des Mongolismus vom Alter der Mutter, genetische Konsequenzen des Geburtenrückgangs«. Ausgangspunkt der sozialgenetischen Forschung von Tünte ist das Eingeständnis, daß es »keine normalen oder krankhaften Merkmale (gibt), die zu hundert Prozent erblich oder nichterblich sind. Immer sind Erbeinflüsse und Umweltfaktoren an der Entstehung eines Merkmals beteiligt« .

Professor Widukind Lenz, bis 1984 Ordinarius des Instituts für Humangenetik in Münster, seitdem emeritiert, hat diesen Ansatz in seiner Abschiedsvorlesung in prägnante Worte gefaßt: »Humangenetik ist die Wissenschaft von den erbbedingten Unterschieden des Menschen. Da nicht von vornherein feststeht, welche Unterschiede genetisch bedingt sind und welche durch die Umwelt, bilden alle Unterschiede zwischen Individuen oder Gruppen, deren rein exogene Entstehung nicht ohne weiteres klar ist, den Gegenstand der Humangenetik.« Der Anspruch der Humangenetik ist, das ist die logische Konsequenz, nahezu total: Verhaltensauffälligkeiten sind ebenso ihr Forschungsgegenstand wie Intelligenz oder körperliche Fehlbildungen. »Daraus erwächst die Möglichkeit, nicht normgerechtes Verhalten als Krankheit zu definieren und möglichst breit zu erfassen,« schlußfolgert die »Rote Zora«. Kritischer für die aktuelle Diskussion ist aber ein anderes Moment: durch die Aufwertung des Umweltfaktors gegenüber den rassehygienischen Theorien wird die Sozialgenetik auch für ein bestimmtes Spektrum der Umweltschutzbewegung attraktiv. So wie Teile der Anti-AKW-Bewegung sich lange Zeit für Krebsregister eingesetzt haben, weil durch deren Auswertung der Zusammenhang von Krebshäufigkeit und radioaktiver Belastung hergestellt werden kann, haben nach Tschernobyl viele in der Ökobewegung auch die pränatale Diagnostik und die humangenetische Beratung für sinnvoll gehalten.

Aber auch so eingesetzt, bliebe die Humangenetische Beratung ein Instrument der Herrschenden, jeweils einsetzbar für das, was sie dauerhaft gegenwärtig nicht leisten kann: zu verhindern, daß die Zahl von geschädigt Geborenen ansteigt. Ein pränatales Massenscreening nach einer Chemie- oder Atomkatastrophe oder auch nach einem Arzneimittelskandal à la Contergan, für das nach dem Stand des Bewußtseins der Bevölkerung noch nicht einmal Zwangsmaßnahmen ergriffen werden müßten, würde – im Interesse der Industrie und des Sozialstaats – helfen, die Folgen zu verhindern: liest man im Nachhinein die Artikel zum Conterganskandal, so ahnt man, daß, hätten entsprechende Diagnosemöglichkeiten zur Verfügung gestanden, von den 5000 geschädigt Geborenen, die meisten nicht das Licht der Welt erblickt hätten. Der Firma Grünenthal hätte das einen Strafprozeß und 100 Millionen Mark Entschädigungszahlungen erspart.

Das zeigt zwar Wirkungsmöglichkeiten der humangenetischen Beratung, wird aber dem Konzept von Wissenschaftlern wie Widukind Lenz kaum gerecht, und bringt die politische Kontroverse um die humangenetische Beratung nicht viel weiter: schließlich bereiten sich die Humangenetiker heute nicht auf Sondermaßnahmen im Ausnahmezustand vor, sie versuchen präventiv auf den Alltag einzuwirken. Ihre Bündnispartner, denen sie sich verpflichtet fühlen, sind dabei die pharmazeutische Industrie, die Politiker und gebärwillige, aber besorgte Eltern. Über die allmähliche »Verschlechterung des Genpools« macht sich ein Mann wie Professor Lenz zwar auch Sorgen, für die aktuelle Arbeit sei das aber ein »Scheinproblem«. Lenz, der damals wesentlich an der Erforschung des Zusammenhangs von Conterganeinnahme und Fehlbildungen, beteiligt war, sieht diese markanteste Arzneimittelkatastrophe im Nachhinein nämlich in einem anderen Licht: am verheerendsten findet er, daß durch sie die Rolle der Medikamenteneinnahme während der Schwangerschaft bei späteren Fehlbildungen erheblich überschätzt wird. Umwelt, wie er und viele seiner Kollegen sie verstehen, ist in erster Linie die Lebensweise der Eltern: »Die Hauptursache vorgeburtlicher Schäden ist momentan Alkoholismus der Mutter« heißt es in einem Schreiben von Lenz. Umweltgifte wie Dioxin, hohe radioaktive Belastung oder teratogene (fruchtschädigende) Medikamente spielen demgegenüber kaum eine Rolle.

Die »Rote Zora« hat einen aufschlußreichen Briefwechsel zwischen Lenz und Boehringer Ingelheim zusammengestellt. Am 9. Oktober 1984 bedankt sich die »Fachzeitung Medizin« von Boehringer für einen Besuch, den sie am 2.10. in Professor Lenz Institut machen durfte. Am 12.10.1984 bittet Lenz die Boehringer-Leute um Zusendung zweier Bücher: Jochen Bölsches »Das gelbe Gift«, ein Buch über den sauren Regen, und Peter Krebs »Die Kinder von Vietnam«. Die Bücher werden prompt geliefert und am 27.11.84 hat Dr. M.-J. Klingspohr von Boehringer eine Kurzexpertise auf dem Schreibtisch liegen, in der Lenz ihm Argumente gegen die für Dioxin in beiden Büchern behauptete teratogene Wirkung liefert: Die im Vietnam-Buch beschriebenen Spätschäden durch Entlaubungsmittel führt Lenz auf Erbdefekte zurück,

»sofern nicht in diesem Fall eine besonders starke Exposition nachgewiesen wird«. Die ebenfalls dort wiedergegebene Totgeburtenhäufigkeit für das chemisch verseuchte Tay Ninh (3,5 bis 5,9 Prozent) relativiert er als »durchaus im Bereich der Totgeburtenhäufigkeit in unterentwickelten Ländern«.

Diese Zuarbeit für einen Konzern ist kein Einzelfall. In mehreren Briefen nimmt Lenz, von dem man nach seiner Contergan-Enthüllungsarbeit hätte anderes erwarten können, Medikamentenhersteller grundsätzlich in Schutz. Einem besorgten werdenden Vater, der sich an ihn gewandt hat, weil seine Frau in der Schwangerschaft ein Arzneimittel genommen hat, schreibt er am 8.3.77: »Hinweise von Firmen, daß Medikamente nicht in der Schwangerschaft genommen werden sollen, besagen nichts. Sie dienen lediglich dazu, daß etwaigen Klagen von vornherein der Boden entzogen werden soll. Da etwa I Prozent aller Neugeborenen schwere Mißbildungen. haben, also natürlich auch I Prozent aller Neugeborenen, deren Mütter irgendwelche harmlosen Mittel zu sich genommen haben, könnten sich die Firmen der Schadensersatzklagen überhaupt nicht mehr erwehren, wenn sie nicht vorsorglich derartige Warnungen anbringen würden (...). Also vergessen Sie möglichst schnell die unbegründete Sorge und freuen Sie sich auf Ihr Kind!«

Dieser Brief ist auch aus einem anderen Grund typisch: er dokumentiert den fürsorglichen Gestus, mit dem sich die Humangenetiker an die Ratsuchenden wenden. Verknüpft ist er mit dem Versuch, die Kontrollmöglichkeiten zu erweitern. Einen anderen Vater, der sich an Lenz gewandt hat, weil seine Frau und er Vetter und Cousine 2. Grades sind, und sie wissen wollen, wie hoch das Risiko ist, geschädigte Kinder zu bekommen, beruhigt Lenz, um dann zu bitten: »Ich wäre Ihnen dankbar, wenn sie mich später einmal bei gegebener Gelegenheit – etwa bei der Geburt des ersten Kindes – von Ihrem Entschluß und seinen Folgen unterrichten würden«.

Informationen über »Fälle« zu erhalten, beschäftigt die Humangenetiker auch sonst. Eine Meldepflicht für Fehlbildungen gibt es nicht, dafür aber ein hervorragendes internes Informationsnetz, das sogar bis in die DDR hinein reicht, wie ein Briefwechsel zwischen Professor Lenz und Professor Patzer von der Medizinischen Akademie Erfurt über Fälle von tuberkulöser Hirnsklerose zeigt. Die »Rote Zora« präsentiert einen Brief der humangenetischen Untersuchungsstelle in Hamburg Altona an Lenz, in dem er um Rat wegen einer bestimmten Mißbildung (Holoprosencephalie) gebeten wird. Aus dem Schreiben geht hervor, daß mehrere Ärzte ihre »Fälle«, die in Beratungsdateien oder Patientenkarteien festgehalten sind, zusammengetragen haben – daß also die im persönlichen Gespräch erhobenen Befunde recht freizügig untereinander ausgetauscht werden. Nur Frau DL Stockenius hatte diesmal Probleme: Sie »hatte im Moment keine Übersicht über ihre Fälle, weil bei einem Einbruch etliche Unterlagen gestohlen worden waren«.

Diese Probleme hat künftig auch Professor Lenz, der in seinen Briefen an die »verehrten Kollegen« immer wieder um die Zusendung von Fotografien seltener Mißbildungsraten gebeten hat. Zerstört wurde nach seinen Aussagen bei dem Anschlag der »Roten Zora« vor allem seine umfangreiche Falldokumentation. »Das ist für unsere aktuelle Beratungsarbeit ein wichtiger Fundus gewesen.« Mehr allerdings ein Erfassungskatalog als eine Ausgangsbasis für wissenschaftliche Forschung. »Wir wollen nicht nur wissen, was ist Vererbung, sondern auch, was ist aus den Leuten geworden.«

Konkret 03/87, S. 58

**Horst Tomayer**

# Tomayers ehrliches Tagebuch

## DER MOLKEPULVERZUG UND DAS NÜRNBERGER SCHLAGERTRIBUNAL

Wie gern, doch, ehrlich, war ich Ende Jänner mit dem Rosarotticket oder noch lieber mit der Freiluftdraisine Buster Keatons (»Der General«) dem lindwurmlangen Molkezug hinterhergeeilt. Wer kennt ihn mittlerweile nicht, unseren lieben guten alten Molkepulverzug: Wäre er ein Intercity, hieße er vielleicht Mozart oder Bismarck, aber er ist nur ein einfacher Güterprolo mit Seriennummern und Rost an den Puffern. Und trotzdem: Er fährt schon seit vielen Monden durch die Nachrichten, er pfeift aus dem Rundfunk, er ist im Fernsehn und er wird aufs innigste bediskutiert von der Arbeitsgemeinschaft »Mütter gegen die Verstrahlung unsrer süßen Sauger«. Ja, unser lieber guter alter Molkepulverzug, gezogen von in der Gewerkschaft der Eisenbahner Deutschlands organisierten Lokomotivführern über Strecken, die von in der christlichen Gewerkschaftsbewegung im freien Teil Deutschlands organisierten Dispatchern freigegeben und, so sie von aufgeputschten Bequerel-Paranoikern, belagert, von in der Gewerkschaft der Polizei organisierten Kollegen freigehauen werden.

Jedoch, sorry, lieber Molkepulverzug, der Du ja auch nur Deine Pflicht tust (und an dieser Stelle rufe ich dem Molkepulverbesitzer, der in den letzten Wochen der Aufregung über den Molkepulverzug wegen zwanzig Pfund Gewicht verloren und der Gattin des Molkepulverbesitzers, die, des Stockens der Einkünfte aus dem Molkepulverhandel wegen, in diesem Augenblick ihren allerletzten Diamanten versetzt hat, ein herzliches »Kopfhoch, wird schon werden mit dem Molkepulver!« zu) - mich rief's woanders hin, und zwar zum Nürnberger Schlagertribunal.

Angeklagt: Der mittlerweile resignierte Chefredakteur des Nürnberger Stadtmagazins »Plärrer«, Hans-Peter Buschheuer. Dem sein Verbrechen: Abdruck eines Stückes aus m. W'keit »Deutsche Hitparade«. Im August letzten Jahres war mir von einem restlos unbekannten Anonymus ein Schlager »Deutschlandlied '86« zur Begutachtung vorgelegt worden, in welchem viel von deutschen Türken und deutschen Pershings, deutschem Big-Mäc und deutschem Punk, deutscher Cola und deutscher Peepshow, deutscher Mark und deutscher Samenbank die Rede geht und in dessen dritter Strophe es abschließend heißt:

Schlagstockfrei und Krebs und Gleitcrem

Deuschland wuchert mit dem Pfund

Kopuliern im deutschen Stalle

Mutterschaf und Schäferhund

Sogleich gab ich dem Verfasser in meiner »Hitparade« als A-Note eine 5,9 und als B-Note eine glatte 6:

*»Dieses 'Deutschlandlied '86' kann aus voller Kehle, die bekanntlich in den Dickdarm mündet, in der Südkurve des Stadions und auf der A9 im Stau, auf Wende- Wandertag*en *und Feuerwehrfahnen weihen, bei Schützenvereinstreffen und Sondermülldeponieauflassungen, beim Entkernen von Steinobst und auf dem Abort, beim Aussetzen von Haustieren und im* Suff, *im Kreißsaal und im Gebirge, vor dem Ficken und nach Programmschluß, immerhalt und allerwege angestimmt werden, daß es der Marseillaise die Stimm' verschlägt und kein Gott mehr die Königin schützt und Star Spangled Banner die Instrumente einpackt und selbst der Russ halt, jetzt mal rein Hymnen-mäßig gesehen, 's Maul. Aber den Meyer-Vorfelder vom VfB Stuttgart freuts und der Löwenthal vom Lerchenfeld frohlockt dito. Summa cum Laut für dieses 'Deutschlandlied '86«.*

Kaum war das Septemberheft des »Plärrer« am Kiosk, kam auch schon die Bullezei in die Redaktion und beschlagnahmte. Anklage gemäß 90a StGB, Demütigung der Fahne, Schändung des Nationalschlagers u.ä. Verhandlung am 30. Jänner, Dorfrichter Adam, der Begnadigungsausschuß der Feste Landsberg, Haarmann/Vera Brühne, die E 605-Morde der fünfziger Jahre, der Robbespierre des DFB, der große Ankläger Kindermann - die deutsche Rechtspflege strahlt nur so von vor Vitalität strotzenden Beispielen. Aber nimmt sich das Nürnberger Schlagertribunal eins? Die klaftertiefe Provinz fängt schon am Eingang zur Judikative an, wo Einer in einer Uniform, die noch grün ist, den Kulturbeutel nach Waffen durchsucht, als ob je ein Schlagertribunal von einem Prozeßspanner überfallen und ausgeraubt worden wäre. Im Sitzungsaal: Kein Kaffee, kein Tee, keine Musik, kein Bierchen, nix. Richter und Staatsanwalt? O je. Da wird man nicht begrüßt, wie war die Reise und so, was machma nach der Verhandlung, ich wüßt da a allererste Nürnberger Werschtlwirtschaft, hams Lust, der Herr? Da wird auch dem Angeklagten nicht zugeblinzelt, ala alles klar, Freispruch lefft, wir machen doch, in dubio, diesen Hymnenhokuspokus nicht mit, wir sind doch von diesen schwarzbraungefiederten

Wendegockeln mit ihren Staatssymbolgekrähe unabhängige Leut, wir setzen voll auf Artikel fünf GG, nein, da wird der Angeklagte lieber schulbubmäßig zusammengeschissen, weil er was zitieren will, und dann sowas:

Richter: Bei den von Ihnen vorgetragenen Beispielen der Bearbeitung des klassischen Deutschlandschlagers durch Parodisten u.a. habe ich wenigstens ein einheitliches Versmaß

A., die Geschäftsführerin des »Plärrer«: »Steht denn hier die Metrik zur Verhandlung?«

Der Richter: »Wie wär's, wenn Sie Ihren Mund halten würden?«

A: »Wie bitte? «

Richter: »Wenn Sie Ihren Mund halten würden?«

A: »Wenn Sie's a bißerl anders formulieren würden, gern.«

Richter: »Kommens a mal vor, Ihre Personalien, dann kriegens nämlich drei Tage Ordnungshaft.«

Nein, so machen Schlagertribunale keinen Spaß. Wenn man sich dann auch noch nicht anstecken läßt von des Angeklagten Verteidigers Uwe Schreiners brilliantem Plädoyer für frischen Umtrieb und gegen tote Rituale, dann muß es ja so weit kommen: Vier Monate auf Bewährung und - 1.500 Mark Geldstrafe, zu entrichten an eine Umweltschutzorganisation, »um den angerichteten Flurschaden wiedergutzumachen.«

Hast gehört, Molkepulverzug? »Flurschaden« heißen sie das, beim Nürnberger Schlager-Tribunal, wenn Einer frisches Wasser in Maas und Memel...

Mal schaun, was die Berufung bringt.

Konkret 03/87, S. 60

**Harald Inhülsen**

# Bruce Springsteen. Heimat, amerikanisch oder: Der Sänger im Roggen

**Ein amerikanisches Bild (1943): »Ich liebe Amerika. Ich liebe Amerika so sehr, daß all seine Rohheit und dreiste Dummheit für mich nur kleine Unvollkommenheiten sind, die einer eigenwilligen Schönheit Charakter und Individualität verleihen. Eine Windmühle, ein Schrotthaufen in ihrer amerikanischen Umgebung sagen mir mehr als Notre Dame, der Parthenon oder. . .« (Thomas Hart Benton)**

Bruce Springsteen ist kein Mann der Innovation – er steckt in der historisch abgesicherten Rolle des klassischen Rock'n'Rollers; er ist wirklich ein Rückfall in die 50er Jahre – Springsteen ist wie Elvis, wie Roy Orbison, wie Jerry Lee, wie Bo Diddley. Seine Musik entspringt der traditionellen Folk-Rock-Musik und dem frühen Rock'n'Roll; seine Musik hat aber auch Gospel-Charakter – Halleluja! Er schreibt seine Songs unter Einfluß der Bibel, die er ausführlich studiert hat – biblisches Wimmern durchkreuzt sein *Adam Raised A Cain* (Springsteen: »Das Gefühl für den Song holte ich mir aus der Bibel.«) Springsteen hat aber auch John Fords rührselige Verfilmung von John Steinbecks sozial-religiöser Farmer-Erzählung *Die Früchte des Zorns* gesehen – diese Eindrücke führten direkt zum sentimental-melancholischen Springsteen-Album »Darkness on the Edge of Town« (1978), wo der katholische Vater-Sohn-Konflikt, der einsame Held und ein rigoroser/puritanischer Naturalismus regieren. Und: der Bruce-Springsteen-Rock'n'Roll hat seine Quellen auch dort, wo ein jeder nach Inspiration sucht, der an die guten/alten Werte REALISMUS, WAHRHEIT, WAHRHAFTIGKEIT und ECHTEN SCHWEISS glaubt – bei der Beatnik-Lyrik der 60er Jahre. Die Zeiten mögen sich verändern, der Einfluß aber bleibt bestehen.

Bruce Springsteen fühlt wirklich. Sein Rock'n'Roll, seine Texte sind rhythmischer Ausdruck von Nichts-Als-Gefühlen, dem naiv-vulgären Trieb: GEFÜHL; sein Wimmern/Stöhnen addiert sich dabei mit Wörtern, die versuchen zu beschreiben, was ihn da wimmern läßt – er fühlt also! Ganz einfach. Und diese Verbindung zwischen Körperrhythmus und dem Hervorbringen von Wörtern – das ist die pure Taktik der Beatnik-Lyrik in den 60er Jahren gewesen; Allen Ginsberg (»Poet Is Priest«) hat so mit Wörtern & Visionen gearbeitet. »Wie kann man sich gleichzeitig so wunderbar und so beschissen fühlen – das konnte ich nicht verstehen,« sagt Bruce Springsteen; und folglich kann man seine Songs in zwei Typen aufteilen: fröhliche, Upbeat-Songs wie *Rosalite* (vom Album »The Wild, The Innocent, and the Street Shuffle«, 1973) oder *Tenth Avenue Freeze-Out* (von der LP »Born To Run«, 1975) – beides lustige Das-Leben-Ist-Jetzt-Großartig-Hymnen; dem gegenüber stehen traurige Downbeat-Songs wie *Racing In The Streets* oder *Something In The Night* (beide auf »Darkness on the Edge of Town«), die bewegend-sentimental ein Das-Leben-Ist-Gar-nicht-So-Toll zelebrieren.

Springsteen setzt seine Landschaftsbilder der urbanen Wüste mit dem Feuer einer romantisierenden Leidenschaft ins Licht; »Romantisch heißt für mich, die Realitäten zu sehen, zu verstehen, aber man sieht auch die Möglichkeiten. Und manchmal schreibst du über die Dinge, wie sie sind, und manchmal schreibst du, wie die Dinge sein sollten, sein könnten. Doch NEIN kannst du zu keinem Weg sagen – weil du dich denn um deine Gefühle betrügst, Gefühle, die wichtig sind und Teil deiner selbst sein sollten«, sagt Springsteen 1981.

Bruce Springsteen, der Mann der Renaissance, hat sich auch im amerikanischen Kino der 50er Jahre umgesehen: rebellische Teenager-Tragödien liefern ihm Stoff genug, um daraus schwülstige Rock-Hymnen wie *Racing In The Street* und *Born To Run* zu fabulieren. Er verstrahlt mit seiner Musik traditionelle/volkstümliche Lagerfeuer-Mentalität. *Born in the U.S.A.* und *I believe in a promised land* singt Springsteen gläubig und insistierend zugleich. Er rennt dem amerikanischen Traum vom autonomen Individuum hinterher (weil er daran glaubt!) und strandet dabei immer wieder an dem Ort, wo er von außen die amerikanische Szenerie betrachten kann. Denn Bruce Springsteen kümmert sich um das eigene Land. Um Amerika. Um Stars & Stripes. Die Fahne hoch! Amerika blendet einmal wieder. Man schreibt wieder über das eigene Land, in der amerikanischen Rock-Musik – »Die Leute wollen jeden nur möglichen Mystizismus erforschen, der noch in einem Land übrig geblieben ist, das einen fortlaufend mit dem Super-Kommerziellen bombardiert... Und da gibt es dieses wirklich bedeutende Bedürfnis der Menschen zu verweilen und zu überprüfen, was es eigentlich in unserem Erbe alles gibt. Genau das ist der Grund, warum es heute so viel Folkmusik gibt, warum man wieder über das eigene Land singt«, sagt Steven Roback von der US-Formation »The Rain Parade« 1985.

Springsteen liegt also im Trend. Er beschwört die dunklen Seiten Amerikas – verlassene Kleinstädte, geschlossene Fabriken – zeigt aber gleichzeitig die Wurzeln des Amerika-Stolzes – den Glauben an das Gute, etc... BAD AMERICA UNDER THE WESTERN SKY. Und das Schicksal in die eigene Hand nehmen. »When I was just a baby / My Moma told me: Son / Always be a good boy; Don't ever play with guns / But I shot a man in Reno / Just to watch'm die / I heard that whistle blowin' / I held my head n'cried« sang der Nixon-Fan und rechtsradikale Country-Music-Star Johnny Cash in seinem legendären »Folsom Prison Blues« (1955), ein Lied, daß man auch auf »Born in the U.S.A.« wiederfinden könnte – denn Johnny Cash steht mit seinen Songs nicht allzu weit entfernt von einem Bruce Springsteen; Cash nahm nicht umsonst die militant-desolate Springsteen-Ballade Johnny 99 auf, die Springsteen ursprünglich für sein akustisches Folk-Album »Nebraska« (1982) einspielte. Johnny Cash, jedenfalls, tritt 1987 zusammen mit dem Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte

im Vietnamkrieg – General i. R. William Westmoreland – vor die Kameras, um seinen JOHNNY CASH FREEDOM TRAIN zu verkünden, ein faschistoider Wanderzirkus, der mit Konzerten durchs Land tingelt, um »die Amerikaner zu würdigen, die in Südostasien gedient haben.« (Westmoreland). Dieser Kreuzzug wird am 14. Juni zum »Tag der Fahne« in Baltimore enden: »Es tut gut, wieder die Fahne schwenken zu können« sagt Johnny Cash. Und liegt damit im Trend.

Ein amerikanisches Bild (1984):

Die amerikanische Fahne, als Hintergrundtapete (ohne Stars, aber makellos glatt!); in Naheinstellung – davor – die Rückansicht von Bruce Springsteen: sein Hintern steckt in frischen, modischen amerikanischen stone-washed-Blue-Jeans. Designer-Worker-Look. In der rechten Gesäßtasche klemmt die ur-typische amerikanische Schirmmütze, wie sie Präsident Reagan (beim kalifornischen Pferdeausritt), berühmte Golfspieler und illustre Blue-Collar-Inkarnationen in klassischen Hollywood-Filmen tragen; Jimmy Carter trug sie auch gern auf seiner Erdnußfarm beim Jogging-Auslauf.

Bruce Springsteen trägt das ganze (Streifen & Mütze) auf dem Plattencover zum Hit-Album »Born in the U.S.A.« zur Schau, jenem neo-populistischen Rockwerk, dessen naiv-patriotischer Titel-Song mit seiner reißerischen Fußball-Feld-Massen-Schlachtruf-Gröhl-Mentalität trotz seiner gutgemeinten Vietnam-Referenz (»...so they put a rifle in my hand/sent me off to a foreign land/to go and kill the yellow man«), nach der Ach-So-Volkstümlich-Und-Verständlichen-Urform-der-Gewohnheit funktioniert; und so ist es denn auch kein Zufall, daß dieses Lied im Begleitheft zur Springsteen-5-LP-Box (LIVE / 1975-85) mit einer US-Fahne illustriert wurde, die in purer Paris-Texas-Wenders-Reiz-Ästhetik-Landschaftsidylle

an einem einsamen Pfeiler hängt (während der Songtext – bekenntnishaft persönlich – in Handschrift darüberliegt); man kann sich zu diesem Trivial-Stück sehr gut kreischende Born-In-The-U.S.A.-GI's vorstellen: wie sie im Cockpit bombenstreuender Metallvögel über Libyen, dem Libanon oder der Schweiz kreisen – so, wie die lustvoll-mordenden Horden in den heiligen Helicoptern des Coppola-Vietnam-Märchens »Apocalypse Now« es taten – zur Begleitung des Wagner-Walküren-Ritts. Aloha from my hometown via B-52-Satellite. Schließlich bleibt nur festzustellen: das beste Lied über Vietnam und sein US-Trauma bleibt nach wie vor »Viet Vet« vom elektronischen Rockabilly-Whizz-Kid Alan Vega, weil es in seinem radikalen/ohrenverbrennenden Elektro-Schock-Spiel keine Tränen zuläßt.

Springsteen sagt: »Was mich interessiert, das ist: so zu schreiben, daß man glaubt, jemandem beim Sprechen, Erzählen zuzuhören.« Das Bild vom einfachen, ehrlichen Burschen, der hemdsärmelig sein Rock'n' Roll-Handwerk betreibt (ist es die Bauernschläue eines Peter Maffay, vielleicht?). Jedenfalls schreibt Bertolt Brecht in seinem Beitrag »Volkstümliche Literatur«: »Es ist keineswegs so, als ob man, um vom Volk verstanden zu werden, ungewohnte Ausdrucksweise vermeiden, nur gewohnte Standpunkte einnehmen müßte. Es ist nicht im Interesse des Volkes, seinen Gewohnheiten (hier Lesegewohnheiten) diktatorische Macht zuzusprechen. Das Volk versteht kühne Ausdrucksweise, billigt neue Standpunkte, überwindet formale Schwierigkeiten, wenn seine Interessen sprechen.« (Bertolt Brecht: Über Realismus). Diese Drohung – nur Geschichten erzählen zu wollen – macht Springsteen endgültig wahr, wenn er zu melancholisch-sakraler Dr. Schiwago-Instrumentalisierung schelmenhaft daherrappt (als Einleitung zu *The River*, auf der LIVE-LP-BOX):

»Als ich 17 oder 18 Jahre alt war, hatte ich mit meinem Vater dauernd Streit; ich trug meine Haare bis über die Schultern – mein Gott, wie er das haßte! Und da wir uns so oft gestritten haben, verbrachte ich viel Zeit draußen, im Freien. Im Sommer war das nicht schlecht, denn es war warm da draußen – aber im Winter war es wirklich kalt da draußen, downtown, wo ich mich herumtrieb. Und wenn der Wind wirklich kalt daherblies, stellte ich mich in diese Telefonzelle und rief meine Freundin an – stundenlang. Schließlich riß ich mich zusammen und ging zurück, nach Hause – mein Vater wartete auf mich in der Küche und wollte wissen, was ich denn mit mir so die ganze Zeit angefangen hatte. Und ich konnte ihm darauf keine Antwort geben... 1968 sind viele Freunde aus meiner Nachbarschaft nach Vietnam gegangen; viele kamen nicht zurück, und die, die zurückkamen, waren nicht mehr dieselben... Ich erinnere mich an den Tag, als ich meinen Musterbescheid für die Armee bekam... Ich ging hin und fiel durch. Und ich kam wieder nach Hause, mein Vater und meine Mutter saßen am Küchentisch und Vater fragte: 'Wo bist Du gewesen?' Ich sagte: ich war bei der Musterung. Und er fragte: was ist passiert? Und ich sagte: Sie haben mich nicht genommen! Und er sagte, das ist gut so!« Eine schrille Mundharmonika ertönt und leitet *The River* ein, die schwermütige Ballade, in der Springsteen alte Werte bejubelt (grüne Weisen, ausgetrocknete Flüsse, schwangere Jugendfreundinnen, Gewerkschaftsmitgliedskarten, Jobs am Fließband der Johnstown Company, vom Bruder geliehene Autos für Highway-Ausritte). Springsteen: »Als ich *The River* (das gleichnamige Doppelalbum) aufnahm, habe ich versucht, die Tatsache zu akzeptieren, daß die Welt ein Paradoxon ist – denn das ist sie. Und das einzige, was man mit einem Paradoxon machen kann, ist, damit zu leben.« Und da Springsteen nun einmal gelernt/begriffen hat, daß die Welt eben so ist, wie sie ist, möchte er als guter Amerikaner sein Wissen natürlich auch weitergeben. Er greift moralisierend ein. Emotionsgeladen begibt er sich in die didaktisierende Rolle des Lehrers/Retters und verteilt Ratschläge: »If You're in Your teens in 1985, blind faith in Your leaders or in anything will get you killed« predigt Springsteen als Einleitung zu seiner geschmäcklerischen Interpretation des Barrett-Strong/Norman-Whitfield Anti-War-Soul-Songs »War« – und erinnert dabei doch nur peinlich-direkt an Salingers Kindererzählung »Der Fänger im Roggen«, wo da steht: »Holden: 'Weißt du, was ich gern sein möchte? Ich meine, wenn ich die Wahl hätte? Kennst du das *Lied Wenn einer einen andern fängt, der durch den Roggen läuft?* Ich wäre gern – ' – 'Es *heißt Wenn einer*

*einen andern trifft, der durch den Roggen läuft!*' sagt Phoebe. 'Das ist ein Gedicht von Robert Burns.' – 'Das weiß ich auch, daß es ein Gedicht von Robert Burns ist. ' Sie hatte aber ganz recht. Es heißt *wenn einer einen andern trifft, der durch den Roggen läuft*. Damals wußte ich das allerdings noch nicht. – 'Ich dachte, es hieße wenn einer einen andern fängt, sagte ich. Aber jedenfalls stelle ich mir immer kleine Kinder vor, die in einem Roggenfeld ein Spiel machen. Tausende von kleinen Kindern, und keiner wäre in ihrer Nähe – kein Erwachsener, meine ich – außer mir. Und ich würde am Rande einer verrückten Klippe stehen. Ich müßte alle festhalten, die über die Klippe hinauslaufen wollen – ich meine, wenn sie nicht achtgeben, wohin sie rennen, müßte ich vorspringen und sie fangen. Das wäre einfach der Fänger im Roggen. Ich weiß schon, daß das verrückt ist, aber das ist das einzige, was ich wirklich gern wäre. Ich weiß natürlich, daß das verrückt ist.«

»WE COULD PLAN A MURDER / OR START A RELIGION.« Jim Morrison. Wie Jim Morrison und wie Patti Smith (»I was raised a christian / Yet I questioned everything« »Radio Ethiopia«), so glaubt auch Bruce Springsteen an die Wiedergeburt – »Everything dies baby that's a fact / But maybe everything that dies someday comes back« singt er auf seinem finster-depressiven »Nebraska«-Werk (Songtitel: *Atlantic City*). »Ich bin katholisch erzogen worden, und jeder, der katholisch erzogen wurde, haßt die Religion« (Springsteen, 1978). Springsteen schafft es immer wieder, in seinen Stücken geistliche/religiöse Verbindungen als Antriebskraft durchscheinen zu lassen; selbst Lieder mit humanistisch-sozialen Referenzen (*Factory, The River*), Lieder, in denen er die Legende/den Mythos des amerikanischen Arbeiters berührt, der bedroht wird durch wirtschaftlichen Zusammenbruch (sein Vater war Fabrikarbeiter, Gefängniswärter und Busfahrer), klingen bei Springsteen unsäglich sakral, biblisch – schwermütig: »Early in the morning factory whistle blows, man rises from bed and puts on his clothes, man takes his lunch, walks out in the morning light, it's the working, the working, just the working life.« »Der Mann, der eine Fabrik baut, baut einen Tempel... und der, der dort arbeitet, verrichtet einen Gottesdienst«, bemerkte einst Calvin Coolidge, US-Präsident von 1923-29.

Nach-Gedanke: Bruce Springsteen ist ein einfacher, amerikanischer Rock'n'Roll Spieler, der seine Jugend per Dichtung und Gitarre, im Flanellhemd und Flirt-mit-dem-Dasein-in-den-Randbezirken-des-Lebens, aufarbeitet. Und immer wieder kommt er dabei zurück auf das wesentliche: er weiß, daß es für ihn eine Vision gibt, die ihn aus Elend und Finsternis hinausführt, eine Vision, der es sich lohnt, nachzujagen: und das ist der dunkle Glanz der Möglichkeit im Auge einer schönen Frau. So einfach ist das. »Honey, I want the heart, I want the soul, I want control right now«. (»Badlands«).

Bruce Springsteen & The E Street Brand: LIVE / 1975-85, CBS 450227

Konkret 03/87, S. 64

**Michael Wolff**

# »Würden Sie den Aids-Test machen, Herr Prälat?«

**Michael Wolff sprach mit einem Vertreter der Deutschen Bischofskonferenz über Kondom und Kirche**

**KONKRET**: Herr Prälat Schätzle...

**Schätzler:** Schätzler, bitte, da leg ich Wert drauf, auf das »r«!

**KONKRET**: Herr Schätzler, die katholischen Bischöfe sind mit der Anzeigenkampagne der Bundesregierung gegen Aids nicht einverstanden, warum eigentlich nicht?

**Schätzler:** Man muß doch davon ausgehen, daß ein Zusammenhang von Sexualität und menschlicher Würde vorliegt. Unsere sittlichen Maßstäbe gehen doch davon aus, daß der Mensch im sexuellen Bereich nicht einfach alles tun kann und tun darf, wonach ihn der Trieb drängt, denn zur menschlichen Sexualität gehören auch Zucht und Maß, damit nicht der Trieb den Menschen, sondern der Mensch den Trieb beherrscht. Dies haben die Bischöfe auch in der Erklärung gegen die Aids-Aufklärung von Rita Süßmuth gesagt. Und aus diesen Gründen heraus muß man eine Änderung des menschlichen Fehlverhaltens anstreben, denn dieser Geschlechtsverkehr mit unbekannten oder wechselnden Partnern, wie das ja auch in dieser Anzeige heißt, der ist nach Ansicht der Bischöfe menschenunwürdig.

**KONKRET**: Was würden Sie empfehlen gegen Aids?

**Schätzler:** Daß man auf dieses Fehlverhalten hinweist und daß man eine Änderung dieses Fehlverhaltens entsprechend propagiert.

**KONKRET**: Ist Aids für die Katholische Kirche eine aktuelle Form der Erbsündenlast, also eine Art Strafe Gottes für unmoralisches Verhalten?

**Schätzler:** Nein, also zunächst einmal – ich muß da doch auch lachen – die Krankheit überhaupt, jede Krankheit hängt mit der Erbsünde zusammen.

**KONKRET**: Die Aids-Kommission hat sich ja vor ein paar Tagen auch zu dem Problem geäußert, und sie hat gefordert, damit die Angst der Bürger abgebaut wird, sollen sich die – und das zitiere ich jetzt mal – »führenden Repräsentanten unseres Staates, vor allem der Bundespräsident, einem freiwilligen Aids-Test unterziehen, ähnlich wie der Präsident Reagan, der sich einem Drogentest unterzog.« Würden Sie sich auch einem AidsTest unterziehen, Herr Prälat Schätzler?

**Schätzler:** Ist da eine Notwendigkeit dafür?

**KONKRET**: Ja, die Aids-Kommission sagt, das wäre wichtig, weil die Aussagen über die Verbreitung der Krankheit bei zunehmenden Ängsten in der Bevölkerung immer unzuverlässiger werden würden.

**Schätzler:** Ja, aber ein Zölibatärer, der ja Geschlechtsverkehr nicht hat, muß der dann auch – also ist das überhaupt ein Abbau der Schwellenangst dann? Weil von dem von vornherein anzunehmen ist und zu sagen ist, der ist ja nicht in dieser Gefährdung.

**KONKRET**: Ja, aber Sie gehören doch auch zu den »führenden Repräsentanten unseres Staates«.

**Schätzler:** Ja, ja nun – aber, ich mein', es gibt auch Forderungen, von denen man sagt, sind sie denn überhaupt sinnvoll? Und in diesem Fall würd' ich nicht unbedingt; also, es steht dem nichts entgegen, daß man sich irgendwelchen Untersuchungen unterzieht, nur da müßte man schon fragen, in diesem Fall wozu?

**KONKRET**: Also, Sie sind sich sicher, daß Sie nicht Aids haben.

**Schätzler:** Bin ich – sicher, ja.

**KONKRET**: Das ist schön. Vielleicht noch eine Frage zu der zweiten Forderung, die die Kommission aufgestellt hat, und zwar hat sie gefordert, daß Kondomautomaten in allen öffentlichen Gebäuden aufgestellt werden sollten. Haben Sie so etwas für die Kirchen auch geplant?

**Schätzler:** Also, ich weiß nicht, ob Sie den Ausgangspunkt kennen. Das wird ja genau abgelehnt in der Erklärung der Bischöfe.

**KONKRET**: Erläutern Sie das ein bißchen?

**Schätzler:** Ja, was heißt erläutern! Weil hier eben ein Fehlverhalten im Sexualbereich durch technische Mittel abgebaut werden soll, beziehungsweise die Gefahr einer Erkrankung gemindert werden soll. Diese Art der Empfängnisverhütung ist ja innerhalb der katholischen Morallehre nicht akzeptiert.

**KONKRET**: Das hab' ich wohl gelesen. Also in der Erklärung behaupten eben die Bischöfe, daß die Kondome die Aids-Gefahr nicht bannen könnten, und nach allem, was ich weiß, kann man das doch eigentlich nur als eine Unwahrheit

bezeichnen.

**Schätzler:** Sie bringen die Ansatzpunkte durcheinander.

**KONKRET**: Stellen Sie sie richtig!

**Schätzler:** Ich darf Ihnen das einmal an einem Beispiel erläutern.

**KONKRET**: Bitte!

**Schätzler:** Wenn Sie ein Fehlverhalten haben, etwa die Warenhausdiebstähle, die in breiten Kreisen, oder in Kreisen der Bevölkerung immer mehr zunehmen – das ist jetzt eine Theorie – und Sie gehen her und sagen, also gut, das ist richtig. Dann kann ich sagen, ich mach' dieses Fehlverhalten dadurch risikolos, daß ich die Kurse veranstalte, damit die Leute so stehlen, daß keiner es merkt, daß sie also nicht ertappt werden. Dann ist doch, vermutlich auch nach Ihrer Ansicht, ein solcher Ansatz falsch.

**KONKRET** Mhm.

**Schätzler:** Sondern, man muß doch das Fehlverhalten ändern. Genauso im sexuellen Bereich. Das Fehlverhalten ist eben, daß hier mit unbekannten oder wechselnden Partnern, wie es in dieser Anzeige heißt, Geschlechtsverkehr betrieben wird, und daß man diese Fehlverhalten jetzt nicht mit Kondomen einfach zu überdecken sucht und behauptet, damit sei das Problem gelöst.

**KONKRET** Aber Sexualverkehr mit wechselnden Partnern ist doch was ganz anderes als Warenhausdiebstahl.

**Schätzler:** Ja, hab' ich ja gesagt, daß das nur ein Vergleich ist – es geht um ein sittliches Fehlverhalten im einen wie im andern Fall.

**KONKRET** Also ein moralisch einwandfreies Verhalten, Geschlechtsverkehr möglichst nur in der Ehe, und dann braucht man keine Kondome?

**Schätzler:** Löst das Problem, ja!

**KONKRET** Prima.

Konkret 03/87, S. 68

**Peter Krau□**

# 85 Minuten Kino sind 1 Gewalt

**Oder: □ ber eine Bierfabrik, eine Filmgesellschaft, einen amerikanischen Durchschnittsfilm, den Gebrauch von Licht sowie den Umstand, wie man es anstellt, mit einem Personal-Computer liebe □ u machen und trot□ dem bef□ rdert □ u werden**

Frankfurt, Hainerweg am Sachsenhäuser Berg. Ich stehe vor dem »Henninger Turm«, einem recht augenscheinlichen Klotz, man sieht ihn schon, wenn man aus Richtung Würzburg mit der Eisenbahn nach Frankfurt kommt, rechter Hand. Der Turm ist das Wahrzeichen der hiesigen »Henninger«Brauerei, auch ein Wahrzeichen der Stadt.

Aber dies soll kein Aufsatz über das Bier werden.

Henninger unterhält ein großflächiges Betriebsgelände, unter anderem gehört auch ein zweiter hoher Kasten dazu, das Verwaltungsgebäude. Weil die Brauherren, als das stolze Gebäude in Planung war, den Getränkemarkt zu rosig eingeschätzt hatten, weil sich also nach Bauende plötzlich herausstellte, daß, wo weniger Bier gebraut wird, auch weniger Bier-Verwaltung gebrau(ch)t wird, ging man her und vermietete die leerstehenden Etagen weiter. Im 8. Stock des Gebäudes residiert nun die Twentieth Century Fox of Germany G.m.b.H, eine der großen im Verleihgeschäft hier in der Bundesrepublik. Man kennt sie. Man erkennt sie gleich im Kino, nach der Eis-, Bier- und Tabakwerbung: Ein monumentales Bauwerk aus der Untersicht. Die Fassade ist Schrift. FOX im Parterre, CENTURY in der Beletage und 20TH im Obergeschoß. Harte Lichtkegel schwenken und kreisen, suchen am Himmel außerhalb der Leinwand eine obskure Bedrohung. Als wäre es der Lichtdom über dem Olympiastadion in Berlin 1936, als sollte der Flak die Richtung gewiesen werden, einige Jahre später. Das ist FOX.

Aber dies soll kein Aufsatz über die Fox werden.

Also: Im Henninger-Gebäude sitzt die Fox. In der Bier-Fabrik die Film-Fabrik. In der Alkohol-Fabrik die Rausch-Fabrik. Das paßt schon. Denn Film ist eine Ware. Wie Schnürsenkel, Waschmaschinen oder Bodenabwehrraketen.

Aber dies soll kein Aufsatz über den Kapitalismus werden.

Ich stehe vor dem Gebäude und bin schon drauf und dran, mit dem Fahrstuhl in den 8. Stock zu schweben, da drehe ich nochmals um, gehe wieder hinaus, vor das Portal, und erkenne erst jetzt, daß gleich gegenüber ein altes, schönes, anscheinend völlig intaktes Gebäude abgerissen wird. Ein Bagger macht sich an der Außenmauer zu schaffen. Das fiel mir gar nicht auf, als ich den Berg schnaufend mit dem Radl emporkam. Ich habe es also über-sehen. Trotz des Lärmes, Staubes, trotz der Absperrungen et cetera. Ich fahre mit dem Aufzug in den 8. Stock. Ich bin heute hier, um mir einen Film anzusehen, der im März in die Kinos kommen wird. Ich bin hier, um zu sehen. Und ich muß ein-sehen, daß es damit nicht sehr weit her ist.

Und dies soll, muß auch ein Aufsatz über das Sehen werden, weil ich doch im Kino sitze und auf der Leinwand werden Bilder flimmern, und aus den Lautsprechern werden Töne, Stimmen, wird Musik kommen.

Also auch ein Aufsatz über Hören.

»Terry Doqlittle (Whoopi Goldberg) ist eine fröhliche Frau, die leider einen etwas langweiligen Job am Computer einer internationalen Großbank hat. Um ihren Job etwas interessanter zu gestalten, führt sie auch teilweise Korrespondenz mit ihren Kollegen in der ganzen Welt – ein Rezept wird ausgetauscht, Liebestips werden gegeben... Eines Tages jedoch landet in ihrem Terminal ein geheimnisvoller Hilferuf. Nachforschungen ergeben, daß der mysteriöse Jack Flash ein britischer Geheimdienstmann ist, der im Osten festgehalten wird. Terry will endlich einmal etwas erleben und macht sich daran, Jack aus den KGB-Klauen zu befreien. Natürlich muß Terry noch einige aufregende – und für den Zuschauer sehr amüsante – Abenteuer bestehen, bevor sie Jack endlich vor sich sieht...«. PUNKTPUNKTPUNKT, so steht es im Presseheft, als eine Art Gebrauchsanweisung für Journalisten, die gar nicht erst hingucken wollen oder können.

Ich muß einen anderen Film gesehen haben, diesen nämlich: Vorspann. Kostüme-Produktion-Regie, unterlegt mit einer Totalen von New York. (Was eigentlich nicht erwähnenswert ist, weil amerikanische Filme fangen eben so an.) New York also, bei Nacht, oder am frühen Morgen, jedenfalls ist es düster, weißderteufel, aber so kriegt man den unbestrittenen Reiz der Licht-Facetten mit aufs Foto. Licht wie in der Frankfurter Kaiserstraße, wie auf dem Hamburger Kiez, wie im 20th-Fox-Jingle, Licht wie bei der Olympiade, Licht, wie aus dem Suchstrahler eines Flakgeschützes.

Ich sehe eine Frau, die dick in Pullover und Decken eingemummt in einem schäbigen Appartement hockt, die nachts im Mantel schlafen muß, so erbärmlich kalt ist es, die früh morgens vom Wecker aus dem Schlaf geholt wird, und irgendwie wirkt dieses Elend, das ja durchaus an New Yorker Verhältnisse rankommt, furchtbar gemütlich. Ich sehe eine Frau, die ins Büro fährt, ein-zwei Bilder davon, zack-zack, so als handele es sich um eine Nebensächlichkeit, obgleich ein New Yorker im Durchschnitt täglich zweieinhalb Stunden darauf verwendet, um von zuhause zu seinem Arbeitsplatz zu gelangen, und

nach Feierabend wieder zurück.

Ich sehe eine Frau, die in schreienden, runtergerissenen Klamotten in eine marmorgetäfelte Bank latscht, nicht grüßt und eine derart freche Klappe hat, daß dem Boss, einem rechten Trottel, das Hören und Sehen vergeht. Diese Frau, befürchte ich, stünde keinen einzigen Tag in der Wall-Street unter Lohn und Brot. Ich sehe eine Frau, die sich ihren Arbeitsplatz, das Computer-Terminal, mit allerhand Kinderspielzeug vollgeschichtet hat und mit dem Computer auch so spricht, als füttere sie ihre Baby-Puppe. Bis tief in die Nacht sitzt sie an 'ihrem' Eingabegerät, ihre Augen starren hinter einer dicken Hornbrille unablässig auf den flimmernden Monitor, und jemand, der an einem Monitor arbeitet, weiß, daß dieser Frau fürchterlich die Augen schmerzen müßten, aber anstatt um sechs Uhr nach Hause zu gehen und ein heißes Bad einzulassen, harrt sie an dem Terminal aus und will »endlich mal etwas erleben« (Pressetext). Und so geschieht es, weil der Film sich an das Presseheft halten muß, daß dieses arme Würstchen auf einem stinkvornehmen Empfang der englischen Botschaft landet.

Der Film heißt »Jumping Jack Flash«, aber das tut weiter nichts zur Sache, weil er das absolute Mittelmaß amerikanischer Filmproduktionen repräsentiert, also die überwältigende Mehrheit aller filmischen Erzeugnisse überhaupt, und genau das macht es schon wieder interessant, dieses Machwerk der Mittelmäßigkeit auseinanderzuleuchten. Der Film ist insofern ein Paradebeispiel, weil er auch noch mit diesem anstrengenden amerikanischen Humor daherkommt, ein Humor, der, erst einmal deutsch synchronisiert, noch um ein vielfaches unerträglicher wird. Die hochbezahlten Drehbuchautoren brachten es nicht fertig, die Schauspieler hintereinander drei klare, ordentliche Sätze sprechen zu lassen. Stattdessen ist der Zuschauer einem Stakkato kurzer, harter, cooler Sprechblasen ausgesetzt. Als reichte es nicht, daß die Terry Doolittles dieser Welt eh' nichts zu sagen haben, müssen sie's auch noch in einer Sprache vortragen, die die Sprache restlos erschlägt.

Über weite Strecken des Films ist Handlungsort der Geschichte die Geld-Transfer-Abteilung einer Großbank. Eigens hierfür wurde ein Großrechner mit 30 funktionierenden Terminals nachgebaut. Die Techniker konnten die Computer-Bilder nach Belieben in alle Monitore einspeisen, und die Geschwindigkeit dieser Bilder der der Film-Kamera von 25 Bildern pro Sekunde anpassen. Auf diese geniale Idee kam ein gewisser Steve Grumette, der schon in anderen Filmproduktionen als Designer für die Computer-Kulissen wirkte, so zum Beispiel auch in dem Streifen »War Games«. Elektronikspezialisten wie Steve Grumette erfreuen sich immer größerer Beliebtheit in Hollywood, schon deshalb, weil ein Computer mittlerweile zu jedem amerikanischen Haushalt genauso selbstverständlich dazugehört wie ein Kühlschrank, und bei dem macht man sich in der Regel auch abendfüllende Gedanken, wie sich das Gerät harmonisch ins Bild einer Einbauküche einfügen läßt. Ähnliches gilt für das Bild im Film. Computer sind für das moderne Kino dem Hauptdarsteller längst ebenbürtig, wenn nicht überlegen: was man von Kühlschränken ja nicht gerade behaupten kann. Soviel zur Optik.

Jeder, der schon einmal an einem Computer gearbeitet hat, kennt das leise, sinnliche Tacken, das ein Keyboard von sich gibt, wenn man darauf schreibt. Die Elektronik-Industrie könnte mühelos Tastaturen herstellen, die keinerlei Geräusche von sich gäben, aber Psychologen haben herausgefunden, daß dieses leichte, sinnliche Geräusch nicht geringfügig die Motivation und somit die Arbeitsleistung steigert. Mit einem Computer umgehen zu können, ihn in seinen Grundlagen zu verstehen und zu beherrschen, suggeriert, den Innovationen gewachsen zu sein, der Macht der Elektronisierung des Lebens nicht ganz hilflos gegenüberstehen zu müssen, sondern an deren Gestaltung aktiv teilzuhaben, als aufgeklärter Sozialpartner.

Oft füllt in »Jumping Jack Flash« Terrys Monitor die gesamte Leinwand aus, die Bildfläche wird zum Monitor, vor dem jeder Zuschauer sitzt, und mit Hilfe Terrys flinken Fertigkeiten daran zu arbeiten beginnt. Terry redet mit dem Monitor, und fast unbemerkt bekommt ihr elektronisches Gegenüber, der Agent Marty, eine eigene menschliche Stimme, was vorgibt, den Dialog im Film auf eine höhere Emotionsebene zu heben. Die mit Faszination gebrauchte Technik wird so doppelt mißbraucht, weil sie nicht imstande ist zu leisten, was die Gefühle verlangen. Terry, die Frau, die an einem Monitor sitzt und nichts als Zeichen vor sich sieht, beginnt, den Fremden, der sich dahinter verbirgt, zu lieben. Aber im Grunde liebt sie ihren Computer, das erotische Ticken der Tasten, das Flimmern des Bildschirmes, das schnelle Auftauchen und Verlöschen von Symbolen und elektronischen Figuren. Sie befriedigt sich an ihrer Software. Die Liebe wird zum Programm.

Weil der Film ein Ende haben muß, weil irgendwann ja auch das Bier getrunken werden muß, weil mit immer weniger Aufwand ein immer größerer Ertrag erzielt werden muß, weil das Gewinnbringendste am Film sein Ende ist, zumindest ein technisches, das heißt Ende der Filmrolle, deshalb denkt die Filmindustrie immer logisch verkehrt, müßte auch der Filminhalt zum Ende kommen, was hier so geht: Terry sitzt wieder artig an ihrem Terminal und hackt Geld-Transfers in das Keyboard, Mission erfolgreich beendet, Russen hinters Licht geführt, kurz: der ZEHNTAUSENDDREIHUNDERTACHTUNDSECHZIGSTE Sieg der freien Welt.

Jäh erscheint auf Terrys Monitor Jack, immer noch aus Elektronenstrahlen, beide 'reden' miteinander, bis jemand Terry von hinten auf die Schulter tippt – Jack, leibhaftig. Aber wenn man es so recht überdenkt, was man im Kino nicht darf, weil

sonst ist das alles unlogisch, kitschig, saudoof und reaktionär, und dann müßte man ja vielleicht auch eine klare Entscheidung treffen, gegen dieses Kino nämlich, gegen diese Gehirnwäsche, gegen diese Stars, gegen ihre Mitesser, Jaguars und Loveaffairs, und was bliebe dann, und was wäre dann, und wo kämen wir da hin, und wo bin ich jetzt angelangt – aber so wie dieser Satz hier, so ähnlich funktioniert eben auch dieses Kino, denn es...

PUNKTPUNKTPUNKT, aber ich wollte eigentlich noch loswerden, daß Jack jetzt leibhaftig zugegen ist, im Saal, und keiner denkt in diesem Moment daran, daß er es ja doch nicht ist, sondern nur ein Bündel Licht, da vorn auf der Wand. Aber komischerweise lebt Jack eben nicht, weil der Faden der Glühbirne im Projektor nicht schmilzt, weil wir nicht aufstehen und gehen, weil das Kino nicht einstürzt, weil das Zelluloid nicht reißt, weil PUNKTPUNKTPUNKT, sondern nur: weil die Sowjets ihn nicht erwischt haben.

Was folgt ist klar. Terry und Jack verhalten sich so, wie sich zwei verhalten, die Hollywood füreinander bestimmt hat. Sie liegen sich in den Armen – und alle Arbeitskollegen springen kreischend (»Du siehst stark aus, Terry. Du bist echt ein Hammer.«) von ihren Bürostühlen auf und klatschen begeistert. Das ist sehr schön und geht dem Zuschauer sehr unter die Haut, denn welchem Arbeiter oder welcher Angestellten widerfährt dergleichen schon im richtigen Leben? Das sind Instrumente einer modernen Sozialpartnerschaft, nicht billig, sondern vergleichsweise geschenkt: Das Büro, der Arbeitsplatz als Ort allen irdischen Glücks. Ab morgen ist Terry auch Chefin der Abteilung. Ich weiß nicht mehr genau, ob die Beförderung vor oder nach den Standing-Ovations erfolgte. Jedenfalls ist der Film dann aus. Jedenfalls ist dann zumindest die Filmspule leer.

Bier ist eine Ware. Film ist eine Ware. Bier bringt die Welt ins Wanken, Film auch, aber was von beiden mehr, leichter, nachhaltiger? Bagger verändern die Welt, auch die. Und wo vor zwei Stunden noch das` kleinere Gebäude stand, ist jetzt ein schönes, großes Loch, steht jetzt nichts mehr. Ein neues Bild. Und jetzt schwirrt mir nur noch eine blöde Frage im Kopf herum: Ob der Baggerführer wohl gern Bier trinkt und ins Filmtheater geht, und wenn ja, in welche Filme, und sollte er womöglich auch in »Jumping Jack Flash« landen, ob er am nächsten Tag oder nach dem Wochenende seinen Bagger wohl anders bedient (einen Kopfhörerschutz auf dem Ohr, vor dem Lärm der Maschine und nicht vor dem Applaus seiner Kollegen), die Wand anders zu Fall bringt. Sagen wir, vielleicht: sosososososososososososososososos osososososososososososososososo sosososososo sosososososos osososososos osososososo sosososossososososososososososososossososososososososososososososo statt: sosososososososososososossososososososososososososososososososososososososososososososo sosososososososososososososososo

Konkret 03/87, S. 73

**Brigitte Jakobeit**

# Waffen f□ r Gaddafi

**□ ber den CIA-Report □ Verrat in Tripolis□ □ on Peter Maas**

Die jüngste Geschichte US-Amerikas beweist eines: Politik ist alles, nur kein sauberes Geschäft. Erst Watergate, dann Irangate und dazwischen eine Geheimdienstaffäre, die einen schwindeln läßt. Der amerikanische Bestsellerautor Peter Maas berichtet in seinem politischen Reportageroman »Verrat in Tripolis« von einem Fall, in dem es um Geld und Macht geht, um einen Pakt zwischen Profit und Patriotismus, Waffengeschäfte und Politik und um Edwin P. Wilson, dem es innerhalb weniger Jahre gelungen ist, ein Vermögen von 15 Millionen Dollar anzuhäufen, Eigentümer von riesigen Anwesen und Villen in den Staaten und Europa zu werden und natürlich über ein schweizer Bankkonto zu verfügen.

Die Biographie Wilsons scheint zunächst wenig aufregend: 1928 in Idaho als Sohn eines armen Pachtbauern geboren. Als junger Mann fährt er zur See, jobbt in verschiedenen Branchen und beendet 1951 das College. Wilson haßt die Armut. Während seiner Ausbildung in der Marine verkauft er deshalb alte Autos. Nach dem Korea-Krieg bewirbt er sich bei der CIA und wird 1955 vereidigt.

Eine Wende in Wilsons Karriere tritt im Jahr 1960 ein. Die CIA schickt ihn zur Universität und läßt ihn internationale Arbeitsrechte studieren. Wenig später sitzt er in der Spitze internationaler Gewerkschaftsverbände zunächst in Belgien, später in Lateinamerika und im Nahen Osten, um dort kommunistische oder linksgerichtete Gewerkschaften zu infiltrieren. Er leistet gute Arbeit und wird befördert. 1964 unterstützt Wilson, nun in der Abteilung für Spezialoperationen, den Wahlkampf von Hubert Humphrey für das Vizepräsidentenamt.

Wilson gründet eine Firma, die als Deckunternehmen der CIA Regierungen und Gruppen verschiedener Länder mit Waffen- und Kriegsmaterial beliefert. »Er verschiffte Brandbomben und Material zur Auflösung von Demonstrationen nach Chile, Brasilien und Venezuela; Waffen in die Dominikanische Republik, wenn man dort Angst vor einem kubanisch gelenkten Umsturz hatte; hochentwickelte Kommunikationssysteme nach Marokko; alle möglichen Waffen nach Angola; die verschiedensten Systeme in den Iran; Waffen für einen von der CIA gelenkten Umsturzversuch in Indonesien.« Da getarnte CIA-Firmen keine finanziellen, sondern politische Ziele verfolgen, kann Wilson bereits zu diesem Zeitpunkt ordentlich in die eigene Tasche wirtschaften und nebenbei gewinnbringende Privatgeschäfte abschließen.

Während der Kongo-Krise im Jahr 1965 tut sich Wilson durch die Lösung eines schwierigen militärischen Problems hervor. Tom Clines, sein Chef, befürwortet mehrere Beförderungen. Von nun an nimmt Wilsons Karriere einen schwindelerregenden, kometenhaften Verlauf. Er gründet weitere Firmen, in deren Vorstandsetagen Leute mit Rang und Namen sitzen. In der Nixon-Ära wird die CIA genauer durchleuchtet. Ihre Machenschaften erweisen sich als undurchschaubares Chaos. Wilson muß einige Unternehmen schließen, darf jedoch den in einschlägigen Kreisen bekannten Namen »Consultants International« weiterführen. Die CIA kann Wilson nichts mehr bieten. 1971 verläßt er sie und tritt wenig später in die Task Force 157 ein, einem Spionageunternehmen der Marine. Um Aufgaben wie die »Anwerbung von Spionen in ausländischen Häfen und Abwicklung einer Reihe von äußerst komplizierten, ozeanischen Spionageoperationen« zu tarnen, müssen zivile Firmen gegründet werden. Natürlich ist Wilson der richtige Mann. Wieder unterliegen die Bücher keiner Aufsicht. Doch auch die Task Force wird 1976 von der Nationalen Sicherheitsbehörde als ein vollkommen aus der Kontrolle geratenes Unternehmen beurteilt und ausgeschaltet.

Inzwischen ist Wilson durch gute Schulen gegangen und kennt wichtige Persönlichkeiten, die auf seinem riesigen Anwesen »Mount Airy« ein- und ausgehen. Mit Hilfe des Ex-CIA-Mannes Frank Terpil und einer neuen Firma landet er schließlich seinen größten Coup: Die Lieferung von 21 Tonnen des nach Plutonium gefährlichsten Sprengstoffs der Welt, C-4, nach Libyen. Vertraglich verpflichtet er sich, libysche Kommandotrupps im Umgang mit dem explosiven Stoff auszubilden. So wirbt er ehemalige Angehörige der »Green Berets« an und vermittelt sie mit Riesengewinn an Oberst Gaddafi.

Bereits ein Jahr zuvor, 1976, berichtete ein Angestellter Wilsons der Waffenbehörde und dem FBI von einer Waffenlieferung nach Sambia. Keiner aber mochte sich zuständig fühlen, das Interesse war gering. Selbst als derselbe Angestellte die Kopien des genau spezifizierten Vertrages zwischen Libyen und Wilson den Behörden vorlegte, geschah nichts.

Die zweite Hauptfigur in Maas' »Verrat in Tripolis« ist Larry Barcella, ein junger engagierter Bundesstaatsanwalt in Washington. Mehr durch Zufall stolpert er über den Namen Wilson, nämlich als der Journalist Bob Woodward – bekannt durch seine Watergate-Enthüllungen – Erkundigungen im Zusammenhang mit einem Attentat auf einen chilenischen Exil-Politiker über Wilson einzieht. Vier Jahre lang verfolgt Barcella die windigen Unternehmungen, rekonstruiert er die weitläufigen Beziehungen Wilsons.

So wurde im Jahr 1979 eine Firma gegründet, deren fünf Teilhaber vier amerikanische Privatpersonen und eine »ausländische Firma, die nicht von US-Bürgern kontrolliert wird«, sind. Tom Clines und Theodore Schackley, beide gute

Freunde Wilsons, Richard Secord und Erich von Marbod, beide Gäste auf »Mount Airy«, sind die vier privaten Teilhaber. Von Marbod war verantwortlich für die reibungslose und unbürokratische Abwicklung der amerikanischen Militärhilfe für Ägypten in Höhe von vier Milliarden US-Dollar, die bereits vor dem Ergebnis der Camp-David-Friedensabkommen zwischen Begin und Sadat von der Carter-Regierung beschlossen war. Unschwer zu erraten, daß hinter der ausländischen Firma kein anderer als Wilson stand.

Als Barcella 1980 förmlich die Anklage gegen Wilson erhebt, befindet dieser sich auf Malta. Noch ein weiteres Jahr vergeht, bevor es Barcella gelingt, Wilson in der Dominikanischen Republik festzunehmen. Die darauffolgenden Gerichtsverhandlungen werden erschwert durch ein weit verbreitetes Phänomen bei den beteiligten Personen: Gedächtnislücken. Die Drahtzieher verlassen unbescholten den Gerichtssaal. Lediglich einige kleine Beamte müssen zurücktreten. Wilson wird zu insgesamt 52 Jahren Haft verurteilt.

Peter Maas wollte mit seinem Buch nicht über die CIA und deren schmutzige Geschäfte berichten. Sein Interesse galt den beiden Charakteren Wilson und Barcella. Wie es Wilson gelungen ist, seine persönliche Habgier mit folgenschwerer Spionagetätigkeit zu verbinden, wollte er darstellen. Dennoch kommt unter dem Strich heraus, daß die CIA eine eigene Untergrund-Außenpolitik betreibt, die skrupellos und undurchschaubar ist. Deutlich wird auch, mit welchen juristischen Schwierigkeiten die Aufdeckung von Korruption und Verbrechen verbunden ist.

Maas' gründliche Recherchen nahmen zwei Jahre in Anspruch und beruhen auf Tonbandprotokollen, Interviews und Einsicht in unzählige Akten. In den USA wurde »Manhunt« (Verrat in Tripolis) ein Bestseller. Verständlich, denn das Buch dokumentiert plastisch und nachvollziehbar die dunklen Kapitel einer für den Laien schwer durchschaubaren Politik. Gespannt darf man auf die Entwicklung in der Iran-Waffenverkaufs-Affäre sein. Denn sicherlich tauchen hier einige von Wilsons Hintermännern wieder auf.

Peter Maas: Verrat in Tripolis. Hoffmann und Campe Verlag, 350 Seiten, 38.- DM

Konkret 03/87, S. 74

**Hermann L. Gremliza**

# Gremlizas express

Jeder hat das Recht, seine Meinung... und davon machen sie dann Gebrauch. Naßforsch in Springers »Welt«:

*Holger Börner wirft das Handtuch*

Linksliberal ab- und ausgewogen in der »Frankfurter Rundschau«:

*Börner wirft nach Bruch das Handtuch*

Jugendlich zornig und kraß alternativ, den neuen Lebensformen verschworen, in der »TAZ«:

*Börner wirft das Handtuch*

Dissidenz findet sich nur noch in der »Bild«-Zeitung:

*Börner schmeißt hin*

Was? Das Handtuch. Eine Zensur findet ja nicht statt.

In seiner Dankesrede bei der Verleihung des Dr. phil. h.c. durch den Fachbereich Design-Kunst-Musik-Druck der Bergischen Universität Wuppertal sprach Rudolf Augstein den dem Ereignis angemessenen Satz:

*Stalin und Hitler brauchten keinen Joseph Goebbels.*

Jetzt gibt es also schon einen Dr. phil. ehrenhalber wider den tierischen Ernst.

Die »Frankfurter Allgemeine«, die einst zu prüde war, zu verraten, wo die kleinen Maetzkes herkommen, klärt jetzt auf:

*Das Kondom*
*Vieles liegt bei der neuen rätselhaften Krankheit im dunklen, nur eines hat die Diskussion über A ids ans Tageslicht gebracht: das Kondom, auch Präservativ genannt. Das Kondom ist in aller Munde. Selbst katholische Bischöfe scheuen sich nicht...*

Pfui!

Ein Nobelpreis will gut vorbereitet werden – warum nicht mit einer Kleinanzeige in der »Zeit«?

*Pommern*
*Ich suche Autobiographien, sowie Erlebnisberichte und Tagebücher von Flucht und Vertreibung*
*Walter Kempowski Nartum*

Dichter sucht Erinnerungen, weil er Flucht und Vertreibung nicht vergessen kann, sondern der Verlag darauf schon Vorschüsse bezahlt hat bis ins Jahr 2000 (Post Christum Nartum).

Die »FAZ« aber kommt von der Seuche nicht los:

*Grüne Gummihandschuhe, weißer Mundschutz kein Händedruck und kein Gespräch: Großer Aufwand für ein kleines Loch...*

Nein, halt, alles zurück! Diesmal geht's nur um den »Traumberuf Zahnarzt«. Oder doch nicht?

*Großer Aufwand für ein kleines Loch im Zahn. So mancher Zahnarzt geht heute auf Distanz vermeidet peinlich jeden direkten Kontakt mit seinem Patienten. Seit dem Auftreten von Aids*

ist das Kondom in aller Munde. Spülen!

Heiteres Beruferaten. Machen Sie eine typische Handbewegung! Bitte:

*Die hessischen Sozialdemokraten sind wirklich nicht zu beneiden. Einst wollten sie die Grünen integrieren, um deren Wähler besser domestizieren zu können – und nun stehen sie vor einem Scherbenhaufen.*

Annette? Gehe ich recht in der Annahme, daß Sie ein domestizierender Integrationsglaser sind? Nein. Fünf Mark ins Schweinderl. Jetzt geben wir aber eine Hilfestellung:

*Nach dem Verlust der Glaubwürdigkeit nach rechts durch das Zustandekommen einer Koalition mit den Grünen – trotz gegenteiliger Aussage – im hessischen Wahlkampf droht ihnen nun der politische GAU*

Guido? Kommen Menschen zu Ihnen, denen das Frühstücksgeschirr in die Brennkammer gefallen ist? Nein. Ich helf euch: Er hat »Glaubwürdigkeit« gesagt. Können wir die Handbewegung nochmal sehn? Klar:

*Vierzehn Monate versuchten die Koalitionsstrategen, das von ihnen produzierte Chaos als politische Strategie zu verkaufen. Bauernschläue und Formelkompromisse sollten ein genuines sozialdemokratisches Dilemma kaschieren. Parteitagsbeschlüsse, die gesellschaftliche Sprengkraft beinhalten, so zu verkleiden, daß die Auswirkungen möglichst unbemerkt von der Öffentlichkeit wegretuschiert werden.*

Hans? Sie sprechen vom Beinhalten, von Sprengkraft und Atomkraft – sind Sie Nuklearmasseur? Ich glaube, da müssen wir nein sagen, gell? Marianne? Wenn Sie mit Verkleidung wegretuschieren, was Sie kaschieren wollen, damit Sie den Menschen, die zu Ihnen kommen, das Chaos aus Bauernschläue, Formelkompromissen und genuinem Dilemma als Strategie verkaufen können, müssen Sie ein Journalist sein. Nein. Das ist das letzte Fünferl – das Schweinderl ist voll. Fast habts ihrs erraten. Er ist von Beruf Arschloch. Also jetzt erzählns uns mal, wo Sie das gelernt haben, Herr Cohn-Bendit.